

Un seul monde Un solo mondo **Eine Welt**

NR. 3
SEPTEMBER 2007
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT

www.deza.admin.ch



**1,3 Milliarden Jugendliche in
Entwicklungsländern – eine
einmalige Chance**

**Kuba und seine schwer
wiegenden Abhängigkeiten**

**Der Kampf gegen Korruption ist
auch ein Kampf gegen Armut**

DOSSIER



JUGEND UND ENTWICKLUNG

Jugend – eine einmalige Chance

1,3 Milliarde junge Menschen leben in Entwicklungsländern und noch nie war der Zeitpunkt besser, in sie zu investieren

6

Delhi, Nairobi, Tirana, Managua

Vier junge Frauen im Portrait

10, 14

Ein Haus der Hoffnung in Lahore

Wie nötig das Engagement für Jugendliche ist, veranschaulicht ein Projekt im pakistanischen Punjab

12

Inhalt

Ein Schalter – viele Dienstleistungen

In Vietnam verbreiten sich die von der DEZA initiierten «One-stop Shops» in Windeseile

24

FORUM



Ob Moskau, Zürich oder Bogotá: Korruption gibt's überall

Der Kampf gegen die Korruption hat in der Entwicklungszusammenarbeit höchste Priorität – auch für die DEZA

26

Alltag im Wohnblock

Die vietnamesische Schriftstellerin Phan Thi Vang Anh über kläffende Hunde und flexible Hausverwalter

29

HORIZONTE



Ein halbes Jahrhundert kubanische Revolution

Ein Länderportrait jenseits von Castro, Zigarren und Musik

16

La Habana – ein ganz gewöhnlicher Tag

Marta María Ramírez über ihren Alltag in Havanna

20

KULTUR



Sufis in Trance und Berberfeste aus dem Hohen Atlas

In Marokko werden verschiedene Musikstile und Tänze gepflegt, von denen einige am Festival «Les nuits du Maroc» präsentiert werden

30

DEZA

Die historische Chance nutzen – jetzt!

DEZA-Direktor Walter Fust über Jugendliche als Partner und eigenverantwortliche Akteure von Entwicklungsprozessen

21

Gutes Fundament für Handwerker in Burkina Faso

Eine von der Schweiz unterstützte Arbeitsgruppe fördert im westafrikanischen Land die Berufslehre

22

Editorial	3
Periskop	4
Einblick DEZA	25
Was eigentlich ist ... der Human Development Index?	25
Service	33
Impressum	35

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.



Frei im Kopf und im Herzen

Unserer letzten Nummer haben wir die Broschüre «Die Schweiz in der Welt – die Welt in der Schweiz» beigelegt. Die Analyse vermittelt ein differenziertes Bild wie die Schweiz politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich mit der Welt verknüpft ist und welchen Stellenwert die Entwicklungszusammenarbeit und die humanitäre Hilfe dabei einnehmen. Das Echo von Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, war überwältigend, die Nachfrage und Nachbestellungen waren riesig. Es scheint, dass wir mit dem Thema eine Informationslücke füllen.

Jugend ist ein spezifischer Lebensabschnitt, eine Transitionsphase, während der wir vom Kind zum Erwachsenen werden, die Wirren der aufkeimenden Sexualität durchlaufen, von abhängigen zu selbstständigen Wesen werden und uns vorbereiten, fortan als Erwachsene Verantwortung für unser Handeln, die Gesellschaft und unsere Kinder zu übernehmen. Als Jugendliche sind wir noch frei im Kopf und im Herzen, haben Gerechtigkeitsinn und Träume – die uns leider nur allzu oft später verloren gehen.

Wir sind alle mal jung gewesen und haben uns – mal mehr oder mal weniger – die Hörner abgestossen. In den Achtziger Jahren hiess es «Freie Sicht aufs Mittelmeer». Damals habe ich als Student die Zürcher Jugendunruhen und die Bewegung hautnah miterlebt. Oft steht die Jugend am Anfang eines Entwicklungsprozesses – sowohl gesellschaftlich, wie wirtschaftlich, wie sozial. Das ist kein Privileg der Schweizer Jugendlichen und schon gar nicht der heutigen Zeit, sondern seit je ein Privileg der Jugendlichen. In Kuba

beispielsweise rebellierte 1953 Fidel Castro im Alter von 27 Jahren gegen das korrupte Batista-Regime (siehe unser Länderportrait über Kuba S. 16). Worüber die junge kubanische Journalistin Marta María Ramírez in der Gegenwart sinniert, lesen Sie auf Seite 20.

In den meisten unserer Partnerländer leben mehr Jugendliche als Erwachsene – in der Schweiz und den Industrieländern generell ist eine gegenteilige Entwicklung festzustellen. Wir überaltern. Doch ob hier oder dort – auf das Potenzial und die Fantasie der Jugendlichen kann keine Gesellschaft verzichten. Deshalb will die DEZA die Kraft der Jugend in der Schweiz und vor allem das Potenzial der Jugend in unseren Partnerländern fruchtbar machen (siehe auch DEZA-Standpunkt S. 21).

Auch bei der DEZA-Jahreskonferenz vom 14. September steht die Jugend im Zentrum. Dort werden Förderpreise an fünf von Jugendlichen eingereichte Entwicklungsprojekte verliehen. Die Preisverleihung wird die Schirmherrin dieser Aktion, Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey vornehmen. Gleichzeitig wird sie an diesem Anlass gemeinsam mit den anwesenden Jugendlichen zu Entwicklungsfragen und zum Stellenwert der Schweiz in der Welt debattieren.

Anregende Lektüre wünscht Ihnen

Harry Sivec

Chef Medien und Kommunikation DEZA

Periskop

Phantom-Angestellte

(jls) Senegal ist den Betrügern unter den Beamten auf den Fersen. Gesundheits- und Erziehungsministerium haben ihren Personalbestand landesweit unter die Lupe genommen. Dabei hat sich gezeigt, dass der Staat tausende Beamte entlohnt, die nicht mehr an ihrem Arbeitsplatz auftauchen, manche schon seit langem. So haben beispielsweise zahlreiche Ärzte die Ambulatorien auf dem Land verlassen, um in Privatkliniken in der Stadt zu arbeiten, stehen aber weiterhin auf der staatlichen Lohnliste. Kranken oder invaliden Beamten wird weiterhin Lohn ausgerichtet, obschon sie schon lange aufgehört haben zu arbeiten. Solche Praktiken sind nicht nur in Senegal gang und gäbe. In Niger zeigte sich bei einer Buchprüfung, dass Jahr für Jahr 4,6 Milliarden FCFA (11,5 Mio. Schweizer Franken) an fiktive Beamte ausbezahlt werden. In Mali blieben rund 3000 im Januar 2006 entlohnte Beamte einen Monat später bei einer Überprüfung unauffindbar. Und in Kamerun wurden gegen 4000 Betrüger überführt, was sich in Einsparungen in der Höhe von 12,5 Millionen Schweizer Franken pro Jahr niederschlagen dürfte.

Zukunftsträchtige Aquakultur

(bf) Beim Thema Fisch befinden sich Umweltschützer und Entwicklungspolitiker in einem tiefen Konflikt: Die Umweltschützer wollen möglichst einen vollständigen Fangstopp erreichen; die Entwicklungspolitiker haben das Millennium-Entwicklungsziel vor Augen, die Zahl der unter extremer Armut und Hunger Leidenden bis 2015 zu halbieren und denken dabei an die Millionen von Menschen in Entwicklungsländern, für die Fisch oft die einzige tierische Proteinquelle ist. Als Lösung



UNEP / StillPictures

fordert Stephen Hall, Generaldirektor des World Fish Center, ein radikales Umdenken: Fisch muss nicht mehr aus den Weltmeeren gefangen werden, sondern kann in Aquakultursystemen kontrolliert in Seen, Teichen oder in Küstengebieten produziert werden. Er sieht darin ein enormes Potenzial: 1970 stammten lediglich sechs Prozent des Fischverzehr aus der Aquakultur – 2006 waren es bereits 30 Prozent. Gemäss Schätzungen werden bis zum Jahr 2020 bis zu 50 Prozent des weltweit konsumierten Fisches aus Aquakulturen stammen, davon 90 Prozent aus Entwicklungsländern.

Neue Weltkarten

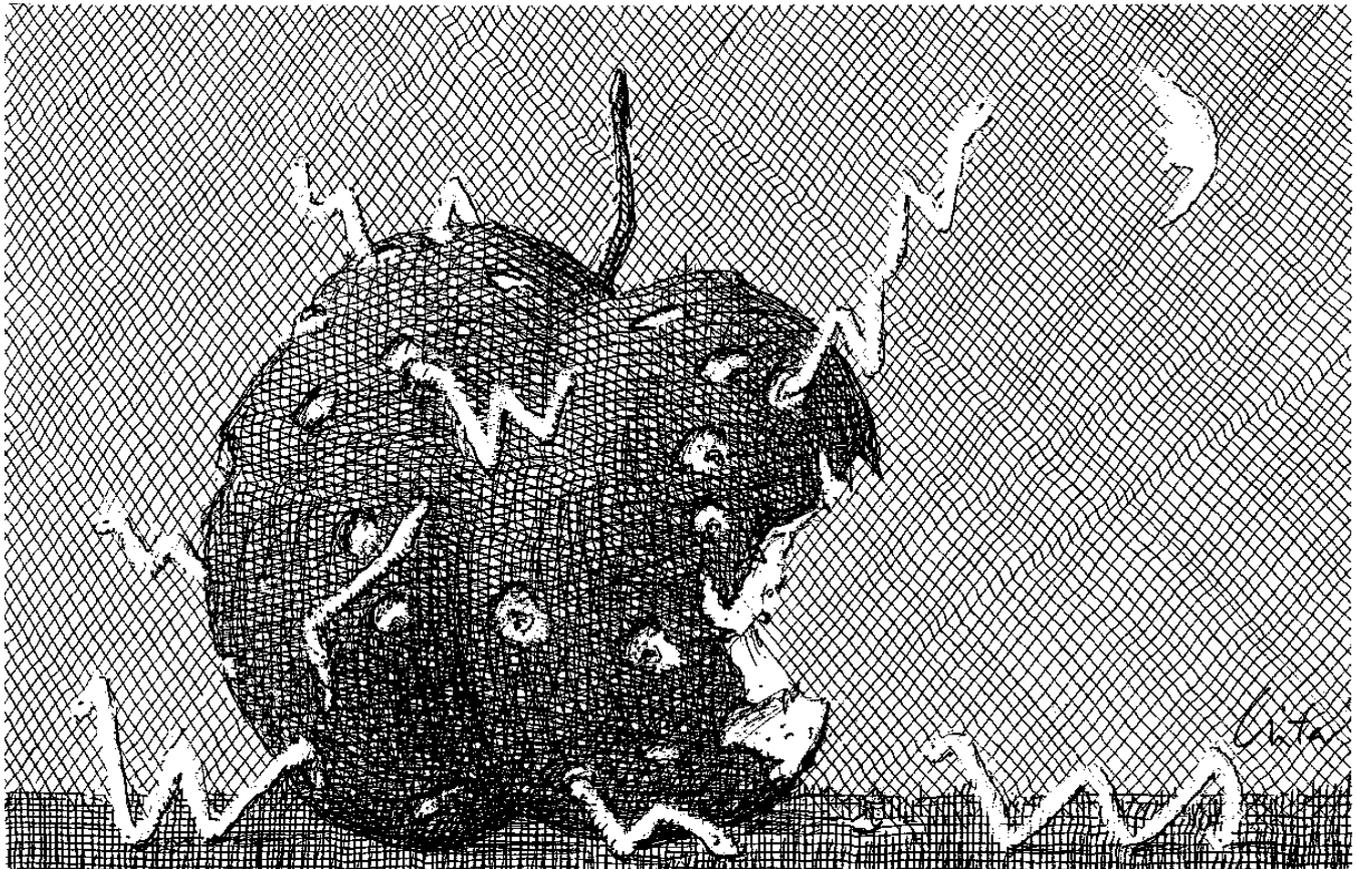
(bf) Es sind ganz andere Weltkarten als wir sie kennen. Eine neue Serie globaler Kartogramme zeigt nicht wie bis

anhin die physische Grösse der Länder, sondern die für die Entwicklung eines Landes relevanten Faktoren proportional zu ihrem Wert: Von der Gesundheit über Einkommen, Reichtum, Transport, Verbreitung von HIV/Aids, Nahrungsmittel, Nuklearwaffen bis hin zu Trinkwasserverbrauch, Kommunikation oder Umweltverschmutzung. Am gemeinsamen Projekt «Worldmapper» (www.worldmapper.org) der Universitäten von Sheffield (GB) und von Michigan (USA) arbeiten seit Jahren Forscher aus verschiedensten Bereichen – und kreieren hunderte neuer Weltkarten. «Sie können es erklären, Sie können es beweisen, Sie können es in Tabellen gliedern», sagt Professor Danny Dorling von der Universität Sheffield, einer der Initianten des Projekts, «doch erst, wenn Sie es wirklich



worldmapper.org

HIV – Verbreitung



Korruption

plastisch vor Augen haben, bewirkt es etwas.»

Geernteter Regen

(bf) Afrika mag ein trockener Kontinent sein, pro Kopf hat es aber die grössere Niederschlagsmenge als Europa. Doch der Regen geht oft sintflutartig nieder, verursacht Überschwemmungen und versickert oder verdampft schnell. Das World

Agroforestry Centre zeigt nun mit ebenso effizienten wie simplen Methoden auf, wie Regen «geerntet» werden kann und damit viele Regionen Afrikas vor Trockenheit bewahrt werden könnten. Eine Studie des Zen-trums und des UNO-Umweltprogramms UNEP kommt nämlich zum Schluss, dass beispielsweise Kenia, mit seinen knapp 40 Millionen

Menschen, genügend Regen hat, um das sechs- oder siebenfache seiner Bevölkerung mit Wasser zu versorgen. In einem UNEP-Pilotprojekt sammeln Massai-Frauen in der Region Kisamese südöstlich von Nairobi erfolgreich Wasser in simplen Behältern, Mini-Reservoirs oder «Erd-Pfannen». Die Frauen ersparen sich dadurch täglich vier Stunden Fussmarsch zur nächsten Wasserstelle; das Restwasser fördert den Baum- und Gebüschbestand und kann gar für kleine Pflanzflächen verwendet werden.

Gnadenloser Klimawandel

(bf) Das Klima verändert sich, und menschliche Aktivitäten tragen in erheblichem Umfang dazu bei: Darüber sind sich mittlerweile weltweit die Wissenschaftler einig. Doch wen trifft dieser Wandel am stärksten? Ein Forschungsprojekt an der

Freien Universität Berlin untersucht insbesondere in Entwicklungsländern die Einflussfaktoren, welche die Anfälligkeit von gesellschaftlichen Gruppen gegenüber den Folgen des Klimawandels bestimmen. Das Resultat: In Entwicklungsländern sind nicht alle Menschen gleichermaßen betroffen. Die Folgen solcher Krisen werden vielmehr durch vorhandene soziale Ungleichheiten verstärkt, wie Untersuchungen in Nicaragua und Tansania gezeigt haben: So etwa durch die ungleiche Wohlstandsverteilung oder durch die Zugangsbedingungen innerhalb dieser Länder zu sozialen Sicherungssystemen und Basisgütern wie beispielsweise Wasserversorgung oder resistentem Saatgut. So trifft denn, wen erstaunt's, der Klimawandel vor allem die sozial Schwächsten der Armen.





DOSSIER



Jugend – eine einmalige Chance

Der Jugend gehört die Welt von morgen. Wie diese Welt aussehen wird, entscheidet sich aber bereits heute. Ein zentraler Aspekt dabei: Die Zukunftsperspektiven sind eng mit den Chancen und Möglichkeiten verknüpft, die Kinder und Jugendliche – nicht nur in Entwicklungsländern – heute in Sachen Ausbildung, Jobs oder Mitbestimmung erhalten. Von Gabriela Neuhaus.

Khyber, ein Bergdorf im pakistanischen Karakorum-Gebirge. Die Kinder und Jugendlichen hier haben Ziele und Träume – wie überall auf der Welt. «Ich möchte Pilot werden, und ich möchte etwas für mein Dorf tun», sagt der 12jährige Golan. Sein Banknachbar will in die Stadt und Ingenieur werden, ein anderer Arzt – ein Mädchen will Lehrerin werden, seine Freundin Ärztin.

Auch der 17jährige Stéphane, er besucht das Gymnasium in der vom Bürgerkrieg gezeichneten Stadt Man an der Elfenbeinküste, weiss was er will. Doch dafür muss er hart kämpfen: Um das Schulgeld bezahlen zu können, versucht er, in der schulfreien Zeit als Strassenverkäufer ein paar Francs zu verdienen. Und wenn er irgendeine Möglichkeit findet, will er weg aus seiner Heimat, wo er keine Perspektive sieht. Weg, wie so viele seiner Altersgenossen – am liebsten nach Europa.

Günstiger Zeitpunkt

Jugendliche bilden heute global gesehen die grösste Altersgruppe, die Hälfte der Weltbevölkerung ist unter 25jährig. Weltweit haben sich die Überlebenschancen von Kindern und Jugendlichen seit den 1950er Jahren dank Fortschritten in der medizinischen Versorgung und bei der Ernährung enorm verbessert, was zu einer Zunahme der jungen Bevölkerung geführt hat.

Während infolge sinkender Geburtenraten das Bevölkerungswachstum in Industrie-, aber auch in verschiedenen Schwellenländern wie China oder Thailand stark zurückgegangen ist, verzeichnen Staaten wie Indien oder Länder im südlichen Afrika nach wie vor einen beträchtlichen Geburtenüberschuss. Verbunden mit der im Vergleich zum Norden geringeren Lebenserwartung führt dies dazu, dass der Anteil an unter 25jährigen in manchen Ländern 70 Prozent der Bevölkerung oder sogar mehr beträgt.

Insgesamt leben laut UNO-Statistiken rund 1,3 Milliarden junge Menschen im Alter zwischen 12 und 24 Jahren in Entwicklungsländern. Ihnen und ihrer Zukunft hat die Weltbank den diesjährigen Entwicklungsbericht gewidmet. «Der Zeitpunkt, in die Jugend der Entwicklungsländer zu investieren war noch nie besser als heute», schreibt Paul Wolfowitz in seinem Vorwort zum Entwicklungsreport 2007.

Chancen und Risiken

Statt «besser» hätte auch «dringender» stehen können. Laut Unesco besuchen nach wie vor 103 Millionen Kinder keine Schule, 96 Prozent von ihnen leben in Entwicklungsländern. Schätzungsweise 800 Millionen junge Menschen leben mit weniger als 2 Dollar pro Tag – auch hier der weitaus grösste Teil in Ländern des Südens und des Ostens, doch Jugendarbeitslosigkeit und -Armut unter Jugendlichen nehmen auch in den Industrieländern drastisch zu.

Trotzdem sprechen die Weltbankökonominnen in ihrem Bericht von einem historisch einmaligen demografischen Zeitfenster. «Die Chancen sind gewaltig, da viele Länder über mehr qualifizierte Arbeitskräfte mit weniger unterhaltsberechtigten Angehörigen verfügen werden. Diese jungen Menschen müssen jedoch gut vorbereitet werden, damit sie Arbeitsplätze schaffen und finden können», erläuterte der Weltbank-Chefökonom François Bourguignon anlässlich der Veröffentlichung des Berichts im September 2006.

Mit anderen Worten: Wenn jetzt nicht sofort wirksam gehandelt wird, ist die einmalige Möglichkeit verpasst. Nur wenn für die aktuelle Generation von Jugendlichen entsprechende Voraussetzungen geschaffen werden, sind diese bevölkerungsreichen Jahrgänge auch in der Lage, den geforderten grossen Schritt nach vorne in die Wege

Was ist Jugend?

Jugend ist die Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsensein, oft verwendet man dafür auch den Begriff Adoleszenz. Dabei ist die genaue altersmässige Abgrenzung je nach Kultur und Lebenskontext sehr unterschiedlich. Die UNO definiert Jugendliche als Menschen, die älter als 15 und jünger als 25 Jahre alt sind. Die Abgrenzungen sind allerdings nicht ganz eindeutig: So unterscheidet die UNO zusätzlich zwischen Teenagern (13 bis 19), jungen Erwachsenen (20 bis 24) und in der UNO-Kinderrechtskonvention werden 0 bis 18jährige als Kinder bezeichnet. Im Entwicklungsbericht der Weltbank sind Jugendliche als Menschen zwischen 12 bis 24 definiert.

Lebensumstände

Jugendliche leben, je nach gesellschaftlichem und kulturellem Kontext, in sehr unterschiedlichen Situationen: Mancherorts müssen bereits kleine Kinder selber für ihren Lebensunterhalt aufkommen, andernorts werden junge Menschen von ihren Familien unterstützt, bis sie gegen 30 Jahre alt sind. Während in westlichen Ländern das Heiratsalter immer höher wird, sind nach wie vor in zahlreichen Gesellschaften Kinderheiraten an der Tagesordnung, viele junge Mädchen zwischen 14 und 18 werden Mütter.



Flehe / lat

«Wir hören ständig, wir seien die Zukunft – uns frustriert aber, dass wir nicht die Gegenwart sein dürfen.»
Argentinien

«Eine meiner Nachbarinnen ist ein intelligentes Mädchen, aber sie kann nicht zur Schule weil ihre Mutter die 250 Lempiras für die Einschreibgebühren nicht hatte.»
Honduras

«Partizipation ist manchmal unbequem, weil du dein Ego zurückstellen und an die andern denken musst.»
Argentinien

«Mein Freund fragte den Lehrer: Warum studieren wir diesen Vektor? Der Lehrer antwortete: Um das Examen zu bestehen.»
Nepal

«Studieren ist nur für Leute einer höheren Kaste, nicht für jemanden wie dich.»
Nepal

«Der Lehrer gibt vor zu lehren, der Schüler gibt vor zu lernen und der Staat gibt vor, seine Aufgabe zu erfüllen.»
Brasilien

Zitate von Jugendlichen aus Entwicklungsländern, aus dem Bericht «Young People Speak out. Youth Consultations for the World Development Report 2007»



Jörg Böhring / agenda

zu leiten. Die Weltbank nennt fünf Bereiche, in welchen das Potenzial der jugendlichen Bevölkerung gefördert werden müsse: Ausbildung, Arbeit, Gesundheit, Familienplanung und Ausübung von Mitspracherechten.

Eigenständige Gruppe

Der Fokus auf die Förderung von Kindern und Jugendlichen in der Entwicklungszusammenarbeit ist nicht neu. Lange Zeit wurden sie aber nicht als eigenständige Bevölkerungsgruppe wahrgenommen, sondern stets als Teil einer Familie, einer Dorfstruktur etc. Dies änderte sich erst mit der Zeit.

Ein erster Sensibilisierungsprozess wurde mit dem internationalen UNO-Jahr des Kindes 1985 in die Wege geleitet. 1989 verabschiedete die UNO dann die Kinderrechtskonvention zum Schutz von Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren, die heute von allen Mitgliedstaaten ratifiziert ist. Damit wurde in zahlreichen Ländern erstmals eine spezifische Gesetzgebung zum Schutz von Kindern und Jugendlichen initiiert.

Eine weitere Neuerung, die noch jüngeren Datums ist, betrifft den Zugang der Entwicklungsagenturen zu den Jungen. Sie werden als Bevölkerungsgruppe nicht nur wahr-, sondern als Partner auch

ernst genommen. Der neue Ansatz widerspiegelt auch im zitierten Weltbankreport, zu dessen Entstehung über 3000 Jugendliche aus 26 Entwicklungsländern beigetragen haben: Experten erarbeiteten mit ihnen gemeinsam einen Bericht, der sich auf die konkreten Erfahrungen der Jugendlichen in den verschiedenen Ländern stützt und als Basis für künftige Verbesserungen dienen kann. So äussern sich die Jugendlichen selber zu Themen wie Ausbildung oder Jobsuche und formulieren Kritik und Erwartungen an Regierungen und Entwicklungsagenturen aus eigenem Erleben.

Aktive Mitgestaltung

Einen Schritt weiter gehen jene Projekte und Programme der heutigen Entwicklungszusammenarbeit, welche nicht nur Erfahrungen und Meinungen der betroffenen Jugendlichen einholen, sondern diese auch aktiv in die Gestaltung und Umsetzung mit einbeziehen.

«Unsere Erfahrungen zeigen immer deutlicher, dass die Partizipation der Jugend unverzichtbar ist für gesellschaftlichen Wandel und Demokratisierung», erklärte Wolfgang Jessen, damaliger GTZ-Fachplaner für Jugendprojekte anlässlich der Eschborner Fachtagung von 2003.

So werden zum Beispiel seit 1997 im Rahmen eines GTZ-Projekts in Südafrika Gewaltprävention und Jugendförderung miteinander verbunden: Junge Frauen und Männer aus vernachlässigten Stadtquartieren erhalten eine Kurzausbildung als «Community Peacemakers». Ein Jahr lang leisten sie Freiwilligenarbeit. Während dieser Zeit bietet ihnen das Projekt Berufsberatung und Kurse z.B. in Wirtschaftsenglisch oder Computer an.

Von den rund 450 jungen Menschen, die bisher am Projekt teilgenommen haben, fanden 80 Prozent nach dem Freiwilligenjahr eine feste Anstellung –



Talrow / latf



Silke Wernet / latf



Michael Flehse / latf

gleichzeitig ging die Kriminalitätsrate in den betroffenen Quartieren merklich zurück.

Aktive Mitgestaltung soll aber nicht nur von den Ärmsten selber geleistet werden: Es gibt zahlreiche Möglichkeiten für Jugendliche aus aller Welt, die auch rege genutzt werden, im Rahmen eines Austauschjahres, sozialer Arbeit oder gemeinsamer Projekte, an den globalen Herausforderungen, die sich dieser neuen Generation stellen, mitzugestalten.

Die DEZA will mit Hilfe von Informations- und Kulturveranstaltungen sowie einem Wettbewerb entwicklungspolitisches Engagement auch bei Jugendlichen in der Schweiz wecken. Bereits gibt es zudem zahlreiche Internetplattformen, in denen sich Jugendliche aus aller Welt miteinander austauschen können – auch zu spezifisch zukunfts- und entwicklungspolitischen Fragen.

Qualität nicht Quantität

Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, dass man in einer schwierigen Situation auf die nachfolgende Generation setzt. Damit die von den WeltbankökonomInnen heraufbeschwörte einmalige Chance aber nicht zum Fiasko wird, müssten Politiker, Wirtschaft und die Entwicklungsorganisationen investieren, wie noch nie.

Junge Menschen in Entwicklungsländern sind von Problemen wie zum Beispiel Armut, HIV/Aids, Migration ganz besonders betroffen: Viele können keine Schule besuchen, weil das Geld fehlt. Viele sind Waisen, weil ihre Eltern an Aids gestorben sind oder die Familienstruktur trägt nicht mehr, weil Eltern im Ausland versuchen, den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten.

Kinder, die in Kriegsgebieten aufwachsen, kennen keine Sicherheit, sind an Leib und Leben bedroht, werden als Kindersoldaten missbraucht... Auf diesen Kindern und Jugendlichen lastet nun die Hoffnung für eine bessere Zukunft. Eine grosse Herausforderung, die entsprechendes Engagement auf allen Ebenen voraussetzt.

Dabei ist nicht nur eine quantitative Zunahme der Mittel notwendig; vor allem auf der qualitativen Ebene müsste sich einiges ändern – hier sind neue Visionen gefragt. Der eingeschlagene Weg in Richtung vermehrter Einbindung der Jugendlichen selber ist sicher richtig. Doch es braucht mehr. ■

Bildungsangebot

Im Rahmen des DEZA-Jahresthemas «Jugend und Entwicklung» erarbeiten die Stiftung Bildung und Entwicklung und Alliance Sud im Auftrag der DEZA ein Bildungsangebot zum Themenbereich «Jugend und Arbeit». Das Lehrmittel richtet sich an Berufsschulen und ermöglicht den Lehrpersonen, das Thema im Unterricht im globalen Kontext und im Zusammenhang mit weltwirtschaftlichen Entwicklungen zu erarbeiten. Die Schüler lernen ihre eigene Arbeitssituation mit derjenigen von Jugendlichen in Ost und Süd zu vergleichen, sowie auch Parallelen und Ähnlichkeiten herauszuarbeiten und zu analysieren. Über den Perspektivenwechsel entwickeln sie Verständnis für andere Arbeits- und Lebenswelten. Das Lehrmittel wird von verschiedenen Instrumenten begleitet. Unter anderem unterstützen Postkarten mit Bildern unterschiedlicher Arbeitssituationen sowie ein Fragebogen, eine Webseite und ein Set von ausgewählten Filmen die Erarbeitung der Themen «Arbeit im Allgemeinen», «Arbeit hier und anderswo» und «Weltweiter Arbeitsmarkt».

Das Lehrmittel ist ab Mitte November erhältlich bei: Stiftung Bildung und Entwicklung, Mombijoustrasse 31, 2011 Bern. Tel. 031 389 20 21; www.globaleducation.ch

Kusum Dikshit, 17, Delhi: «Wir mussten unsere Sachen nehmen und gehen»



Einwohnerzahl Delhi

14 Millionen

Alphabetisierungsgrad

86 Prozent

Lebenserwartung

69,9 Jahre

Arbeitslosigkeit

2,8 Prozent

Durchschnittliches Monatseinkommen

1250 Schweizer Franken

2010 finden in der indischen Hauptstadt die Commonwealth-Spiele statt, für die Delhi auf Hochglanz gebracht werden soll. Dazu gehört die Entfernung der Slums, darunter jenem von Jamunapushta. Kusum Dikshit erinnert sich: «Plötzlich kamen diese grossen Maschinen, und viele Polizisten waren da. Wir mussten unsere Sachen nehmen und gehen. Alles wurde abgerissen, unsere Häuser...», und sie hätte hinzufügen können, «...und unsere Gassen».

Denn die engen Passagen mit den offenen Abwasser-Rinnen haben Kusum zu dem gemacht, was sie heute ist: eine «Gassenlehrerin». Die NGO Navjyoti hatte Gassenschulen eingerichtet, für Kinder, die nicht zur Schule gingen. Ältere Mädchen spielten während zwei Stunden am Tag mit ihnen. So ist Kusum aufgewachsen.

Ende Jahr wird geheiratet

Die Eltern waren 1991 aus einem Dorf in Uttar Pradesh nach Jamunapushta gezogen. 2004 musste die inzwischen sechsköpfige Familie wieder umziehen, zusammen mit 150 000 weiteren Slumbewohnern. Sie landeten in Bawana, einem offenen Feld vierzig Kilometer vom Zentrum entfernt, von der Regierung euphemistisch als «Wohnkolonie» bezeichnet. Auf einer 18 Quadratmeter grossen Parzelle baute sie ihre Hütte wieder auf. Der Um-

zug hatte Kusum erwachsen gemacht. Aus dem Gassenkind wurde, dank Abendunterricht bei Navjyoti, eine Gassenlehrerin.

In der Freizeit häkelt sie kleine Tüchlein. Sollen sie Wohnlichkeit verbreiten? Ihr Bruder Ravinder bestreitet es lachend, während Kusum rot wird: «Sie will ihrem Bräutigam imponieren.» Nächstens wird nämlich geheiratet, einen entfernten Cousin aus dem Dorf. Warum so früh? Kriminalität wie Drogen und Prostitution ist allgegenwärtig in Bawana, da ist es am sichersten, ein junges Mädchen zu verheiraten.

Doch Kusum will weiter Gassenlehrerin bleiben und eine «richtige» Lehrerin werden. Bis zur Hochzeit lebt sie zuhause. Den Vater sieht sie selten: «Er ist in Delhi, verkauft Kerosen aus dem auf einem Holzwägelchen aufgebockten Erdölfass.» Wie denkt sie über ihre Armut? «Manchmal bin ich zornig. Warum sind wir arm, andere nicht? Aber in der ‚Gali School‘ sehe ich viele Kinder, die krank sind, oder ohne Eltern. So viele haben weniger als ich! Da beneide ich die Leute nicht mehr, die mehr haben.» ■

Text und Fotos von Bernard Imhasly, Asien-Korrespondent der NZZ mit Sitz in Delhi, Indien

Liljana, 17, Tirana: «Kein Jugendhaus, keine Sporthalle, nur Teehäuser»



Noch vor 15 Jahren war Bathore ein grosses Feld mit Wiesen und Ackerland. Inzwischen ist hier, in der Peripherie von Albaniens Hauptstadt Tirana, eine Trabantenstadt entstanden. Meist einstöckige, planlos gebaute Häuser stehen in der Landschaft wie groteske Legosteine. Ein Elendsviertel. Die Scholle der Tschetschenen, wie die alteingesessenen Bürger von Tirana ihre Landsleute aus dem Norden verächtlich nennen, die wegen wirtschaftlicher Not geflüchtet sind und sich in Bathore niedergelassen haben. 50 000 Menschen leben in diesem Viertel Tiranas, kaum sieben Kilometer entfernt vom bunt beleuchteten Skanderbegplatz.

Intrigen, Liebeskummer und Traurigkeit

Auch die Familie von Liljana Gjonkolaj musste Haus und Hof in einem Dorf nahe Tropoja, unweit der Grenze zu Kosovo, verlassen. «Wegen des Wassers und der Armut», sagt die 17-jährige wortkarg. Die rücksichtslose Abholzung der Wälder führte im Norden zu Trockenheit, ganze Dörfer wurden menschenleer. Die jungen Männer wanderten nach Westeuropa aus. Wie die zwei Brüder von Liljana, die in Deutschland arbeiten und die Familie mit kleinen Geldbeiträgen unterstützen. Dank der Hilfe konnte Vater Dodë mit dem Bau eines Hauses in Bathore beginnen. Es ist der ganze Stolz der Familie.

Wie verbringt eine Teenagerin in Bathore ihre Freizeit? Liljana blickt verlegen zu Boden. Viele Möglichkeiten gebe es hier nicht. «Kein Jugendhaus, keine Sporthalle, nur Teehäuser, wo meist alte Männer mit Kartenspielen die Zeit totschiagen», sagt sie. Deshalb bleibt sie oft zu Hause vor dem Fernseher. Liljana und ihre Freundinnen verbindet eine Leidenschaft: Die lateinamerikanischen Telenovelas. Der wohl populärste Endlosstreifen in Albanien heisst «Natalia», es geht um ein Mädchen, das in einer Welt von Intrigen, Liebeskummer und Traurigkeit aufwächst.

Noch zwei Jahre wird Liljana die Mittelschule besuchen. Doch grosse Träume für die Zukunft hegt sie nicht, angesichts der wirtschaftlichen Misere. Sie liebt die Bücher von Stefan Zweig und die sentimentalischen Geschichten des italienischen Schriftstellers und Humanisten Edmondo De Amicis. Eines Tages möchte sie Polizistin werden. Vielleicht der typische Wunschtraum einer Frau in einer männerdominierten Gesellschaft. ■

Text und Fotos von Elsa Demo, Journalistin der albanischen Tageszeitung «Shekulli» in Tirana, und Enver Robelli, Auslandsredaktor des Tages Anzeigers Zürich

Einwohnerzahl Tirana	600 000
Alphabetisierungsgrad	89 Prozent
Lebenserwartung	69 Jahre
Arbeitslosigkeit	15,4 Prozent
Durchschnittliches Monatseinkommen	200 Schweizer Franken

Ein Haus der Hoffnung in Lahore

In Pakistan engagiert sich die Schweizerische Entwicklungszusammenarbeit gemeinsam mit verschiedenen Partnern für Kinder und Jugendliche. Wie nötig dieses Engagement ist und was es bewirken kann, zeigt ein Beispiel aus dem Punjab.



Jeffrey L. Roiman / Still Pictures

Manche Kinder haben Eltern – andere nicht.

Manche Kinder schlafen daheim – andere in den Strassen.

Manche Kinder werden von ihren Eltern geliebt – andere missbraucht.

Manche Kinder gehen zur Schule – andere müssen arbeiten oder betteln.

Manche Kinder werden Ärzte, Ingenieure und Offiziere – andere sind für ein Leben als Bettler, Kriminelle oder Prostituierte bestimmt.

Lasst uns einander die Hände reichen und den weniger glücklichen «anderen» helfen, ein besseres Leben zu leben!

Aus dem Programm des Pilotprojekts «Child Protection & Welfare Bureau», Lahore

(gn) Eigentlich haben die Kinder und Jugendlichen in der pakistanischen Provinz Punjab Glück. Dieses Glück hat einen Namen: Faiza Asgher, Kinderärztin und Beraterin des dortigen Regierungspräsidenten in Sachen Kinderangelegenheiten. Faiza Asghers Engagement gilt vor allem den Ärmsten, sichtbarstes Resultat ihrer Arbeit in diesem Bereich ist das «Büro für den Schutz und das Wohlergehen des Kindes» (Child Protection & Welfare Bureau; siehe auch Randspalte), das im Februar 2005 in Lahore seine Tore öffnete.

Laut Schätzungen lebten damals in der Fünfmillionenstadt 10 000 Kinder und Jugendliche obdachlos auf der Strasse, viele von ihnen schlugen sich mit Betteln oder mit Gelegenheitsarbeiten durch. Ihnen bot das Zentrum nun erstmals Schutz, Beratung und die Möglichkeit, eine Schule zu besuchen sowie in verschiedenen Berufen erste Fähigkeiten zu erwerben.

Momentan leben 250 Buben und 47 Mädchen im Zentrum. Unter ihnen auch die beiden Teenager Aslam und Tariq, die beide als kleine Buben in die Golfstaaten verkauft worden waren, wo sie während fast zehn Jahren als Kamelreiter arbeiteten. Sie gehören zu den wenigen der insgesamt 656 nach Pakistan rückgeführten einstigen Jockeys, deren Familien man bis heute noch nicht gefunden hat. Deshalb leben sie vorläufig im Zentrum von Lahore, wo sie betreut und ausgebildet werden.

Ganzheitlicher Ansatz

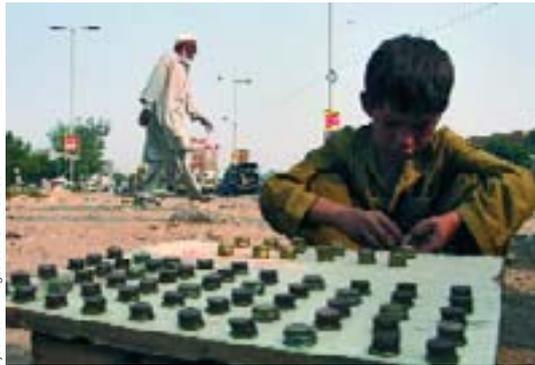
Unterstützt werden nicht nur Kinder ohne Eltern, das «Büro für den Schutz und das Wohlergehen des Kindes» hat zum Beispiel auch Angebote für Familien, die in schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen leben. Hier hilft das Zentrum mit Krediten und Beratung. Zudem bietet es medizinische und psychologische Betreuung für Kinder und Ju-

gendliche sowie einen Rechtsdienst an, eine telefonische Helpline steht ihnen Tag und Nacht zur Verfügung, und in vier über die Stadt verteilten kleinen «Open Reception Centres» können sie vorübergehend Schutz und Ruhe finden.

Wie zum Beispiel der 13jährige Abdul Razzak. Tag für Tag verkauft er in der Umgebung eines bekannten Schreins, wo vor allem an religiösen Fei-

in Pakistan, das von der DEZA seit 1996 unterstützt wird.

Ein wichtiges Standbein in diesem Programm ist das «Girl Child Project», welches erstmals 1991 von der pakistanischen Vereinigung für Familienplanung, in Zusammenarbeit mit Unicef, durchgeführt worden war. Dabei ging es darum, die Bevölkerung, in erster Linie aber die in Pakistan im-



Iyaa Dean / images.de / Still Pictures



Shropictures / Maciej Dakowicz / Still Pictures

ertagen viele Besucher herkommen, Plastiksäcke. Damit verdient er etwas Geld das reichen muss, um sich selber, seine beiden Geschwister und die Mutter zu ernähren. Er geht nicht zur Schule, doch er besucht regelmässig eines der Open Reception Centres. Auf die Frage weshalb er komme, sagt Abdul: «Um zu spielen und auszuruhen – und um mich daran zu erinnern, dass ich immer noch ein Kind bin.»

Rechte und ihre Umsetzung

Seit seiner Eröffnung betreute das Zentrum bereits über 10 000 Kinder, momentan stehen rund 3500 Kinder und Jugendliche in irgendeiner Art und Weise unter seinen Schutz. «Heute gibt es in Lahore praktisch keine Strassenkinder mehr», stellte DEZA-Mitarbeiterin Chloé Milner anlässlich ihres letzten Besuchs vor Ort im März 2007 fest. «Was das Zentrum dank dem persönlichen Engagement von Faiza Asgher bereits in dieser kurzen Zeit erreicht hat, ist phänomenal.»

Die Ärztin hat aus dem staatlichen Pilot- ein wahrhaftes Vorzeigeprojekt gemacht. Ziel ist nun, aufgrund der bisherigen Erfahrungen ähnliche Zentren in weiteren Provinzen aufzubauen, zum Beispiel in der North West Frontier Province (NWFP), wo die DEZA schwerpunktmässig arbeitet.

Das Pilotprojekt in Lahore basiert auf einem «Gesetz zugunsten Not leidender und vernachlässigter Kinder», das die Provinz Punjab im Jahr 2004 verabschiedet hatte. Die Erarbeitung von Gesetzesgrundlagen zum Schutz von Kindern und Jugendlichen sowie deren Umsetzung sind denn auch zwei der Kernthemen des Unicef-Programms

mer noch sehr stark benachteiligten Mädchen und jungen Frauen auf ihre Rechte aufmerksam zu machen und ihnen ein Training oder eine Grundausbildung u.a. im Unterrichten, in Erster Hilfe oder in verschiedenen Handwerken zu ermöglichen.

Harmonisierte Projekte

Das Projekt, welches seit 2001 von der DEZA mitunterstützt worden ist, hat in der Zwischenzeit 730 Gemeinden in ganz Pakistan erreicht; laut Statistiken wurden dabei über 100 000 Männer und Frauen in Versammlungen über die Rechte der Mädchen aufgeklärt, und tausende von Mädchen besuchten Kurse im Rahmen des Programms. Über 30 000 junge Frauen absolvierten ein so genanntes «Leadership Training» und unterrichten heute Kinder oder arbeiten in Erste Hilfe-Zentren.

Nebst der Zusammenarbeit mit Unicef beteiligt sich die DEZA auch an einem Projekt der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) im Kampf gegen die Kinderarbeit, und sie unterstützt eine pakistanische NGO, die im Bereich «Schutz von Kindern in schwierigen Situationen» arbeitet. Ab 2009 sollen diese drei Jugendprojekte harmonisiert im Rahmen eines gemeinsamen Dachprogramms «Rechte der Kinder» (Child Rights) weiter geführt werden. Damit will man, so das Ziel dieses von der UNO lancierten Pilotprojektes, die verschiedenen sich ergänzenden Engagements besser zu einem effizienten ganzheitlichen Programm im Dienst der «verwundbaren Kinder» entwickeln können. ■

Die Hälfte des Volks jünger als 18!

Mit einer Bevölkerung von über 150 Millionen gehört Pakistan zu den bevölkerungsreichsten Ländern der Welt. Rund die Hälfte seiner Einwohner sind jünger als 18. Obschon Pakistan zu den ersten Ländern gehörte, die 1990 die UNO-Konvention über die Rechte des Kindes unterzeichnet haben, leben viele Kinder und Jugendliche hier in prekären Verhältnissen: Die Kinderarbeit ist in Pakistan nach wie vor weit verbreitet, Kinder werden als Arbeitssklaven ins Ausland verkauft, viele nehmen Drogen, werden sexuell missbraucht und haben kaum Zugang zu medizinischer Versorgung und Bildung.

Miriam, 18, Nairobi: «Eine Frau als Elektrikerin? Das geht doch nicht!»



Einwohnerzahl Nairobi
2,8 Millionen

Alphabetisierungsgrad
85 Prozent

Lebenserwartung
55 Jahre

Arbeitslosigkeit
40 Prozent

**Durchschnittliches
Monatseinkommen**
87 Schweizer Franken

«Frauen arbeiten vielleicht etwas langsamer, aber besser und genauer als die Männer.» Miriam Mwangare Muireore sagt es lachend, keiner der männlichen Lehrlingskollegen im St. Vincent Vocational Center widerspricht. Sie ist 18, im zweiten Lehrjahr als Elektrikerin und will, wenn sie das Geld zusammenbringen kann, noch ein drittes Jahr anhängen: «Ich will das Diplom.»

Miriam kommt aus einer geradezu typischen Familie hier in Riruta, einem Ortsteil des ausufernden Slums Kawangware in Kenias Hauptstadt Nairobi. Die Mutter, alleinerziehend, sorgte mit Gelegenheitsarbeiten für die fünf Kinder; zwei ältere Brüder und eine Schwester sind verheiratet, Miriam lebt mit dem Zwillingenbruder John und ihrer Mutter in einer kleinen Blechhütte; ein Vorhang trennt den Raum in ein Frauen- und ein Männerabteil, Licht spendet die Kerosinlampe, das Wasser wird mit dem Kanister herbeigeschafft.

Abends repariert sie Radios

An die Reaktionen ihrer Freundinnen erinnert sich Miriam noch gut, als sie sich fürs Stipendienprogramm der kleinen, aus der Schweiz finanzierten Slumschule für arme Kinder und Aids-Waisen anmeldete: «Alle sagten: Eine Frau als Elektrikerin? Das geht doch nicht!» Die Schule stützte sie und gab ihr das Stipendium – für die zwei üblichen

Lehrjahre, für das dritte (mit Diplomabschluss) muss sie selber aufkommen. Kürzlich zogen Miriam und ihre Lehrlingskollegen auf einem Neubau Leitungen ein, da fragte der Bauherr, ob sie das Mädchen fürs Teekochen auch gleich mitgebracht hätten. «Dem gab ich eine knallige Antwort», sagt Miriam, «das macht mich echt wütend. Als ob Frauen nur als Coiffeusen oder Schneiderinnen arbeiten könnten!»

Viel Freizeit bleibt nicht. Abends repariert sie Radios, zusammen mit dem Bruder, «der hat mich angesteckt, als wir noch Kinder waren», sagt Miriam. Was sie so zusammenbringen, stecken sie in den gemeinsamen Haushalt. Und die Disco? «Ach was, Disco – abends kannst du nicht mehr aus dem Haus», sagt Miriam und streicht die keck unter der Mütze hervorschauenden Haare zurecht, «zu gefährlich. Zudem habe ich kein Geld. Ich spare fürs dritte Jahr; ich brauche auch Werkzeuge für ein eigenes Geschäft, für mein Geschäft.» ■

*Text und Fotos von Peter Baumgartner, 1994 bis 2004
Afrika-Korrespondent des Tages-Anzeigers Zürich, aus
Nairobi*

Rossaura, 17, Managua: «Ein Kind ist kein Hindernis für eine Berufsausbildung»



Nein, ein Kind schon in ihrem Alter zu haben, daran habe sie nie gedacht, sagt Rossaura, eine knapp 17jährige Nicaraguanerin aus Ciudad Sandino, einer wild wuchernden Schlafstadt vor den Toren von Managua. Jetzt, zwei Monate nach der Geburt der Tochter Diana, sei in ihrem Leben alles anders.

Doch in ihrer Familie ist sie keine Ausnahme. Auch Mutter Martha gebar mit 16 die erste Tochter. Und drei der engsten Freundinnen von Rossaura haben entweder schon ein Béb  oder sind schwanger. An die Pille glaubt sie nicht. Das sei Gift für den Körper. Ans Abtreiben habe sie nie gedacht, dabei hätte sie sich schlecht gefühlt. Sie ist katholisch getauft, ab und zu geht sie zum Gottesdienst.

Manchmal schickt der Vater Geld

Bei dreissig Grad im Schatten wippt die Jungmutter auf dem Schaukelstuhl im Vorgarten des Elternhauses hin und her, das B b  im Schoss. Zwar hat die Ankunft von Diana einen Strich durch ihre Lebensrechnung gemacht. Sie hat die Sekundarschule abbrechen müssen.

Doch schon nächstes Jahr, will sie wieder die Schulbank drücken, drei Jahre lang in einer Samstagsschule für Berufstätige. So machte es schon ihre Mutter, eine studierte Agronomin. Auch Rossaura

will Ingenieurin werden: «Ein Kind zu haben ist kein Hindernis für eine Berufsausbildung.»

Rossaura kann von Glück reden: Reynaldo, Dianas 18j hriger Vater, hat seiner Partnerin nicht den Rücken zugekehrt, kaum kam das Kind zur Welt. Schon zum Schwangerschaftstest begleitete er sie. Kurz nach der Geburt zog das Paar zusammen. Als Rossaura fünfzehn war, lernte sie Reynaldo kennen, ihren ersten Schatz. Viel sehen sich die jungen Eltern nicht. Am Morgen studiert der Partner Marketing, am Nachmittag rackert er sich auf einem Markt in Managua ab. Dort besitzen seine Eltern eine Verkaufsbude. Vor allem die Grossm ter des Neugeborenen stehen mit Rat und Tat zur Seite.

Rossauras Vater ist vor Jahren nach Kanada ausgewandert. Von Zeit zu Zeit schickt er der Tochter Geld, zum Beispiel für einen Englischkurs. Für Rossaura ist klar, dass sie Reynaldo heiraten will. Doch laut nicaraguanischem Gesetz muss sie damit zuwarten, bis sie 18 und damit volljährig ist. ■

Text und Fotos von Richard Bauer, Lateinamerika-Korrespondent der NZZ

Einwohnerzahl Managua
1 Million

Alphabetisierungsgrad
77 Prozent

Lebenserwartung
70 Jahre

Arbeitslosigkeit
7 Prozent

**Durchschnittliches
Monatseinkommen**
160 Schweizer Franken



Ein halbes Jahrhundert kubanische Revolution

Kuba ist jenes Land Lateinamerikas, das jeder zu kennen glaubt, so einprägsam sind die Bilder, die man damit verbindet: Fidel Castro, Zigarren, Musik, Strände... Aber Kubas Geschichte, sein Schicksal und der Alltag seiner Bevölkerung zeigen die grosse Karibikinsel auch in einem anderen Licht. Von Jacques Pilet*.

Das 1492 von Kolumbus entdeckte Kuba – von ihm stammt der Ausspruch, diese Insel sei wohl die schönste, die Menschaugen je gesehen haben – diente dem spanischen Königreich als Basis zur Eroberung Südamerikas. Ohne die Last der Kolonialgeschichte ist das heutige Kuba nicht zu verstehen. Erst 1868 begann der Kampf um die Unabhängigkeit, mit José Martí, einer noch heute verehrten politischen und literarischen Persönlichkeit.

Definitiv schlugen die Aufständischen die spanische Armee 1898 mit Hilfe der Vereinigten Staaten, die die Insel sofort unter ihre Vorherrschaft stellen. Die folgenden Regierungen sind alle mehr oder weniger korrupt und autoritär. Sie machen Havanna zur Amüsiermeile und zu einem Sündenbabel für amerikanische Touristen.

1953 bricht mit dem Angriff Fidel Castros und einiger seiner Anhänger auf die Moncada-Kaserne die Revolution aus. Das Unternehmen scheitert. Aber es ist der Beginn des bewaffneten Kampfs. Die Aufständischen geniessen die Sympathie der Bevölkerung und stürzen den Diktator Fulgencio Batista am 1. Januar 1959. Kubas Bourgeoisie flieht nach Miami. Die Beziehungen zu den USA sind zusehends gespannt, bis es zum Bruch kommt. Es ist die Zeit des Kalten Kriegs, der in Kuba mit aller Härte ausgetragen wird.

Handelsboykott und Touristen

Das amerikanische Handelsembargo trifft die kubanische Wirtschaft hart, und das Land kippt nach und nach ins sowjetische Lager: Die UdSSR



kauft Zucker, liefert im Gegenzug Waffen und Konsumgüter – bis zum Zusammenbruch des Kommunismus 1989.

Allerdings hat sich im Lauf der Jahre das Embargo de facto aufgeweicht. Verschiedene Länder, allen voran Spanien und Kanada, intensivieren ihre Wirtschaftsbeziehungen zu Kuba. Sogar die USA sind wieder im Business: Amerikanische Frachter, vollgeladen mit Getreide, legen regelmässig im Hafen von Havanna an.

Eine andere bedeutsame Öffnung geschieht im Tourismus, der sich zu einer der wichtigsten Devisenquellen mausert. 2005 zieht es 2,3 Millionen europäische, kanadische und südamerikanische Reisende an die kubanische Sonne, wo sie von den Hotelinfrastrukturen profitieren, die insbesondere mit spanischem Kapital entstanden sind. Dieser Sektor macht 12 Prozent des BIP aus und ist – mit knapp 200 000 Beschäftigten – einer der wichtigsten Arbeitgeber des Landes. Seine Entwicklung wird vom amerikanischen Embargo allerdings stark gehemmt: Die karibischen Passagierschiffe legen nicht mehr in Havanna an. Und amerikanische Staatsbürger dürfen immer noch nicht nach Kuba reisen, mit Ausnahme der Exilkubaner, die ihre Familienangehörigen besuchen können.

Die Industrialisierungsbemühungen unter sowjetischem Einfluss sind gescheitert. Die verstaatlichte Landwirtschaft erzielt enttäuschende Resultate, umso mehr als der Wert des Zuckers auf dem Weltmarkt sinkt. Ungefähr 70 Prozent der in Kuba produzierten und konsumierten Landwirtschaftspro-

dukte stammen aus dem am Rand der Städte gelegenen, bescheidenen privaten Sektor. Ein aussichtsreiches Gebiet staatlicher Anstrengungen sei auch erwähnt: Die Produktion von Medikamenten und Impfungen sowie die Förderung der Biotechnologie.

Schwer wiegende Abhängigkeiten

Wirklich beachtliche Erfolge haben die 50 Revolutionsjahre im Bildungs- und Gesundheitswesen erzielt. Überall auf der Insel kann man sich von kompetenten Ärzten behandeln lassen. Medikamente bleiben zwar Mangelware, aber kein anderes karibisches Land verfügt über eine Infrastruktur wie Kuba. Sogar eine Spitzenmedizin für Ausländer konnte sich entwickeln: Jährlich kommen 5000 bis 6000 Patienten zur Behandlung nach Havanna!

Kuba schickt Arbeitskräfte aus dem Gesundheitssektor zu tausenden nach Venezuela, das diese Dienstleistung mit Erdöl vergütet. Eine andere Erfolgsgeschichte: Die Schule. Für alle Kinder. Talente werden erkannt und gefördert, Analphabeten gibt es auf der Insel praktisch keine mehr. Vierzig Universitäten bieten höhere Ausbildungen in ansprechender Qualität.

Die wirtschaftlichen Strukturen bleiben von der kolonialen Vergangenheit geprägt. Das Land hat zwar ein besonderes Humankapital, das ihm den Weg in die Moderne ebnet. Und dies, obschon viele Kubaner im Exil leben. Die Abhängigkeit fällt dennoch ins Gewicht: Einst die von Spanien, dann



Das Ding im Alltag Das Camello

Die schon legendären amerikanischen Autos, die seit der Revolution von 1959 immer wieder geflickt wurden, sind am Ende. Neuwagen sind rar. Autobusse auch. Havanna zählt auf ein anderes Transportmittel: Das Camello (Kamel) – eine von einem Sattelschlepper gezogene, mehrteilige Buskabine. Das Hybridfahrzeug wurde in den wirtschaftlich äusserst schwierigen 1990er Jahren entwickelt. Es hat eine Kapazität von bis zu 300 – eng gedrängten – Personen.



von den USA, der Sowjetunion und nun von Venezuela, das Kuba weitgehend mit Energie versorgt – der eigentliche Schwachpunkt der Insel, wobei Ölförderung in Aussicht gestellt wurde, aber noch in den Kinderschuhen steckt. Abhängigkeit aber auch von den Weltmarktpreisen für Zucker und Nickel. Das vom Staat mit Hilfe ausländischer Firmen abgebaute Erz ist nach wie vor der wichtigste Devisenlieferant (rund 1 Milliarde Dollar pro Jahr).

Kubas Reserven sind beträchtlich und locken immer mehr chinesische Investoren an. Die staatliche Kontrolle der Wirtschaft, die eingeschränkte Wirtschaftsfreiheit und das Embargo der USA tragen zur Armut einer Bevölkerung bei, die zwar nicht in der extremen Misere mancher Nachbarländer lebt, aber auch nicht aus der Mangelwirtschaft herausfindet.

Das mittlere monatliche Einkommen erreicht gerade mal 30 Dollar in Lokalwährung. Ohne Devisenquelle – seien es Rimessen von Exilkubanern (schätzungsweise knapp 1 Milliarde Dollar pro Jahr) oder Trinkgelder – müssen sich die Kubaner mit einem extrem bescheidenen Existenzminimum begnügen. Die meisten Geschäfte in Havanna akzeptieren sowieso nur CUC, gegen Dollar, Euro oder Schweizer Franken erhältliche konvertible kubanische Pesos.

Einer besseren Zukunft entgegen

Das düstere Bild verstellt allerdings den Blick auf eine vitale, gut ausgebildete und aktive Gesellschaft, die ihr Land liebt und auf eine bessere Zukunft hofft. Davon zeugen die Erfolge der medizinischen Forschung. Vielversprechend ist überdies

der Leistungsausweis der privaten Landwirtschaft. Und auch der eilige Tourist vermag die erzielten Fortschritte zu erkennen.

Havannas von der UNO zum Weltkulturerbe erhobene Altstadt war eine einzige Ruine. Inzwischen findet sie zum einstigen Glanz zurück. Die Regierung gab dem Historiker Eusebio Leal Spengler weit gehende Vollmachten; der talentierte Unternehmer mit Schweizer Wurzeln gründete die Oficina del historiador, eine umtriebige Firma. Villen, Kirchen und Wohnhäuser werden nach und nach renoviert (ungefähr ein Drittel des alten Teils von Havanna), unter Berücksichtigung kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Anliegen: Einerseits kann ein Teil der Bewohner weiterhin in den renovierten Quartieren leben, andererseits ziehen Hotels, Restaurants, Musiklokale, Galerien und Läden Besucher an und schaffen so die materiellen Grundlagen für die weiteren Renovierungsarbeiten.

Das Vorhaben beschäftigt über 10000 Menschen: Architekten, Handwerker, Tourismusangestellte usw. Die kulturelle Szene, die sich an diesen Orten entwickelt, ist ausnehmend attraktiv. So viel Erfindungsgeist, Kreativität, Kompetenz und Durchhaltewillen verheissen dem Land eine blühende Zukunft. Auf welchem politischem Weg auch immer. ■

(Aus dem Französischen)

* Jacques Pilet ist Journalist und Mitglied der Ringier-Konzernleitung, schreibt regelmässig für «L'Hebdo» und war zwischen 1968 und 2007 mehrmals in Kuba.

Die Schweiz und Kuba

Verbesserte Lebensbedingungen

(bf) Die Schweiz leistet seit 1997 humanitäre Hilfe in Kuba und engagiert sich seit Ende 2000 mit einem Spezialprogramm in der Entwicklungszusammenarbeit. Dieses ist darauf ausgerichtet, die kubanische Gesellschaft in der weiteren friedlichen Entwicklung des Landes zu unterstützen und sie unter Wahrung der sozialen Errungenschaften voranzubringen. Deshalb werden lokale Initiativen gefördert, welche konkrete Lösungen zur Verbesserung der Lebensbedingungen beinhalten und die Leistungsfähigkeit von Institutionen erhöhen. Zudem fördert die Schweiz Kontakte sowie den Informationsaustausch auf internationaler Ebene, damit eine weitere Öffnung Kubas stattfinden kann. 2007 beläuft sich das Budget total auf 4,1 Millionen Franken (3 Mio für Entwicklungszusammenarbeit, 0,6 Mio für humanitäre Hilfe und 0,5 Mio für wirtschaftliche Zusammenarbeit, welche vom SECO betreut wird).

Die humanitäre Hilfe engagiert sich mit Beiträgen zu den Programmen der Schweizer NGO *medi Cuba-Suisse*. Im Vordergrund stehen die Stärkung der lokalen Produktion von Medikamenten (tra-

ditionelle Medizin), die Verbesserung der Infrastruktur in Spitälern sowie die Aids/HIV-Prävention. Gleichzeitig wird die Ernährungssicherheit durch die Lieferung von Milchpulver unterstützt und bei Naturereignissen (Hurrikane etc) Katastrophenhilfe geleistet.

Das Programm der Entwicklungszusammenarbeit konzentriert sich einerseits auf eine nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung. Dies mittels Erhöhung der Produktivität durch Einführung innovativer und nachhaltiger Produktions- und Managementmethoden sowie den Zugang zu neuen Technologien in den Bereichen genossenschaftliche Landwirtschaft, lokale Herstellung von Baumaterialien, Energieeffizienz und Umweltmanagement. Andererseits wird die lokale Entwicklung gefördert, indem sich die Bevölkerung verstärkt an der Gemeindeentwicklung beteiligt (Unterstützung lokaler Initiativen beispielsweise zur Lösung von Wohnproblemen) und die Effizienz der lokalen Verwaltungen erhöht wird.

Fakten und Zahlen

Name

Republik Kuba

Hauptstadt

Havanna
(ca 2,3 Mio Einwohner)

Fläche

110861 km²

Bevölkerung

11,2 Millionen Einwohner, davon leben 77% in städtischen Gebieten.

Ethnische Gruppen

Mischlinge (51%), Weiße (37%), Schwarze (11%), Chinesen 1%

Lebenserwartung

77,2 Jahre

Geburtenrate

1,6 Kinder pro Frau

Alphabetisierungsgrad

96,8%

Religionen

Die Religionsfreiheit wurde teilweise wieder hergestellt. Katholiken (getaufte): 60 % Protestanten: 3% Afro-kubanische Kulte (Santería, Wudu)

Landessprache

Spanisch

Währung

Kubanischer Peso (CUP)
Konvertierbarer kubanischer Peso (CUC)

Wichtigste Ressourcen

Landwirtschaft (Zuckerrohr, Sisal, Jute, Orangen, Reis, Tabak), Minen (Nickel, Kupfer, Mangan, Kobalt, Chrom, Salz), Tourismus

Aus der Geschichte

1492 Kolumbus entdeckt die Insel Kuba

1515 Gründung von Havanna

1762 Die Engländer besetzen die Insel. Im folgenden Jahr geben sie sie der spanischen Krone zurück und erhalten dafür Florida.

1868 Beginn des Unabhängigkeitskampfes unter dem Einfluss des Grossgrundbesitzers Carlos Manuel de Céspedes.

1892 José Martí gründet die revolutionäre Partei Kubas. Der Unabhängigkeitskrieg flammt auf.

1898 Die Aufständischen schlagen die spanischen Truppen. Intervention der Vereinigten Staaten und Besetzung der Hauptstadt.

1902 Proklamation der Unabhängigkeit; Kuba bleibt de facto eine Kolonie unter Vorherrschaft der USA.

1953 Angeführt von Fidel Castro greift eine Gruppe von Oppositionellen gegen die Diktatur Fulgencio Batistas die Moncada-Kaserne an. Der Sturmangriff scheitert. Castro wird eingesperrt und unter dem Druck der Strasse wieder frei-

gelassen. Er geht ins Exil nach Mexiko.

1959 Das Regime von General Batista wird von Aufständischen gestürzt. Fidel Castro kehrt nach Havanna zurück.

1960 Die amerikanische Regierung verhängt gegen Kuba ein noch heute gültiges Wirtschaftsembargo.

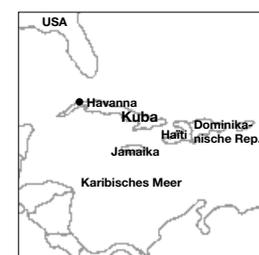
1961 Unterstützt von der CIA gehen in der Schweinebucht, im Süden der Insel, exilkubanische Söldner an Land und marschieren gegen Castro. Sie scheitern rasch.

1962 Die Stationierung sowjetischer Raketen auf Kuba löst eine Krise zwischen der UdSSR und den USA aus. Moskau zieht seine Waffen schliesslich ab.

1989 Kuba gerät nach dem Zusammenbruch der UdSSR, dem politisch und ökonomisch wichtigsten Partner, in eine Wirtschaftskrise.

2005 Aufbau enger Beziehungen zu Venezuela unter Hugo Chávez.

2006 Der kranke Fidel Castro übergibt die Macht vorübergehend seinem Bruder und Vizepräsidenten Raúl Castro.



La Habana – ein ganz gewöhnlicher Tag



Marta María Ramírez, Journalistin, 31 Jahre, lebt, liebt und träumt in Havanna zusammen mit ihrem Lebenspartner, dem Troubadour Jorge García.

In Havanna steht die Zeit still. Ich weigere mich, die erdrückende Alltäglichkeit zu akzeptieren, welche uns die immer gleichen Tage auferlegen. Sie zu überleben, wird zum Leitmotiv. Die Sonne ist kaum aufgegangen, die Hitze bereits unerträglich. Ich schaue von meinem privilegierten Balkon aufs Meer und lausche der rauchigen Stimme des Troubadours, die aus den Lautsprechern meines Computers etwas verzerrt ein Loblied auf das zauberhafte Havanna singt: «!Ay!, dónde poner mi suerte. !Ay!, si mi ciudad se muere del corazón...» (*Oh, was soll ich mit meinem Glück anfangen. Oh, wenn meine Stadt an einem Herzversagen stirbt*)

Das «denkende Lied» vermischt sich mit einem kubanischen «Reggaeton», der schon seit Tagesanbruch laut ertönt und mit seiner Drohung – «Deja que yo te coja, caperucita». (*Pass auf, ich werde dich erwischen, Rotkäppchen*) – bei der Nachbarschaft stille Wut auslöst. Der Lärm der wenigen Autos, das Gehupe und Quietschen der Bremsen ergänzen die Lautkulisse.

Ich beobachte das Kommen und Gehen der Leute. Allein oder in Gruppen sind Jungen und Mädchen unterwegs zur Schule, laut gestikulierend, mit gähnenden Mäulern. Die Grösseren gehen mit gesenkten Köpfen und leeren Taschen durch die Strassen, bei ihrem «Kampf» nach dem täglichen Unterhalt. (Ja «Kampf», denn auf der Insel hat diese Tätigkeit die Arbeit abgelöst, seit der Lohn in kubanischen Pesos kaum ausreicht für den Lebensunterhalt und fast alles in konvertierbaren kubanischen Pesos – zum Wechselkurs von 1.20 US-Dollar – bezahlt wird).

Der Geruch von Teer vermischt sich mit jenem nach diesem exotischen Kaffeegemisch aus wenig gemahlener Kaffeebohnen und vielen gemahlener Bohnen (vergleichbar mit Chicoree; AdR). Gleichzeitig rieche ich in Sirup eingemachte Früchte, eine

Spezialität der 83jährigen Lea, die sich damit ihren Lebensunterhalt verdient. Heute gibt es Dessert, denke ich und freue mich bereits darauf. Mein Blick folgt einem Blumenverkäufer, der langsam in die Pedale seines Fahrrads tritt und dazu seine Ware ausruft, seine Verse sind einem ordinären Geschrei gewichen: «¡Floresss!, ¡Florerooo!» (*Blumen! Blumensträussee!*)

Adela von der Nachbarterrasse schreit einer Nachbarin etwas zu; diese erwidert mit einem lauten Wortschwall. Sie werden alle wecken, doch das spielt auch keine Rolle mehr, nach dieser mit lauter Musik durchtränkten Nacht. Gegenüber schlägt ein «Babalawo» (Priester der afro-kubanischen Religion Yoruba) einen Strassenhund, der es gewagt hat, an seinem Hauseingang herumzuschneffeln.

Adela erscheint erneut auf meiner Bildfläche, um meine Meditation zu stören. Sie erzählt mir die neuste Nachricht, den Klatsch, der alsbald die Stadt in Ungewissheit tauchen wird: Ein Mann hat seine Ex-Frau erschossen und sich danach in einer Hauptstrasse Havannas selber umgebracht. Sie fügt der Geschichte die notwendigen Einzelheiten über Opfer und Täter an. Ich habe keine Erklärung für so viel Gewalt, ich möchte einfach schweigend verweilen, fest verankert auf diesen fünf Metern über dem Boden, und versuchen, unbemerkt zu bleiben.

Ein «Buzo» (jemand der vom Abfall, «basura», lebt) durchsucht Mülltonnen, in denen sich seit Tagen der Abfall häuft. Die Quartierkatzen laufen erschrocken vor der menschlichen Konkurrenz davon. Und wieder ertönt der Barde: «Quizás, seamos todos como ellos» (*Vielleicht sind wir alle wie sie*).

Heute erscheint von hier oben aus alles so traurig. Ich frage mich, woher eigentlich der Glaube rührt, dass wir Kubaner immer fröhlich seien... Ich bin spät dran für meinen täglichen «Überlebenskampf». Auch ich muss mich dem Strom entmutigter Passanten anschliessen und dabei nicht aufgeben, von einer viel versprechenden Zukunft zu träumen.

Mein Troubadour nähert sich mir, jetzt ganz in Fleisch und Blut, mit einem dampfenden Kaffee in der Hand für uns beide. Er übt gerade an einem eindringlichen Vers, um mich daran zu erinnern, dass ich lebe: «Sólo por tí será que no me vaya. Tu cuerpo tiene forma de país» (*Nur wegen dir gehe ich nicht weg. Dein Körper hat die Form eines Landes*). Zusammen schauen wir aufs Meer hinaus. ■

(Aus dem Spanischen)





Tina Stenbauer

Die historische Chance nutzen – jetzt!

Noch nie gab es weltweit so viele Jugendliche. Ein Fünftel der Weltbevölkerung ist heute zwischen 15 und 24 Jahre alt, das sind über 1,2 Milliarden Menschen. 85 Prozent von ihnen leben in Entwicklungsländern, wo sie über die Hälfte der Bevölkerung ausmachen – Tendenz steigend.

Aus Entwicklungssicht bedeutet dies zugleich Herausforderung und Chance. Wo die Bevölkerung derart wächst, steigen die Anforderungen an die Gesellschaft, angemessene Lebensbedingungen für Jugendliche zu schaffen. Notwendig sind Gesundheits- und Bildungssysteme, die mit dem Ansturm fertig werden können. Es braucht Ausbildungsstätten und Arbeitsplätze. Und es braucht Mechanismen und Institutionen, die den Jugendlichen die Teilnahme an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen und politische Mitbestimmung ermöglichen.

Wenn es uns gelingt, diesen Herausforderungen zu begegnen, bietet sich uns eine historische Chance. Denn die Jugendlichen verfügen über das Potenzial, die globale Entwicklung entscheidend und nachhaltig voranzutreiben und die Armut und ihre vielfältigen negativen Folgen nachhaltig zu verringern.

Dank sinkender Geburtenraten nimmt in den meisten Entwicklungsländern der Anteil der Erwerbstätigen an der Gesamtbevölkerung in den nächsten Jahren massiv zu. Als Folge muss der produktive Teil der Bevölkerung deutlich weniger wirtschaftlich Abhängige wie Kinder und alte Menschen mitversorgen als etwa in den Industrienationen, wo die Bevölkerungspyramide auf dem Kopf steht. Was diese demografische Entwicklung

für eine Volkswirtschaft bedeuten kann, haben die asiatischen Tigerstaaten vorgemacht: Innerhalb von wenigen Jahrzehnten ist ihnen ein eindrucksvoller Entwicklungssprung gelungen.

Die DEZA setzt sich in ihrer Arbeit auf allen Ebenen dafür ein, heute in Kinder und Jugendliche zu investieren, um den Teufelskreis von Armut, Gewalt, Bevölkerungsexplosion, Migration, ökologischer Zerstörung und HIV/Aids in Entwicklungsländern dauerhaft zu durchbrechen. Junge Menschen, die ihr persönliches Potenzial realisieren können und über intakte Zukunftsperspektiven verfügen, sind nicht nur psychisch und physisch gesünder, sie tragen auch massgeblich zur sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung in ihren Gesellschaften bei. Vor allem aber geben sie ihre erworbenen Fähigkeiten, positiven Erfahrungen und Werthaltungen an die nächsten Generationen weiter und erhöhen deren Chancen auf ein selbstbestimmtes Leben jenseits von Armut und Ausgrenzung.

Voraussetzung dafür ist, dass Jugendliche als Partner und eigenverantwortliche Akteure von Entwicklungsprozessen ernst genommen werden. Wir sind es ihnen schuldig, dass sie in den entwicklungspolitischen Debatten national und international nicht nur vermehrt eine Stimme erhalten, sondern auch mitbestimmen können. Denn heute entscheidet sich, in welcher Welt sie morgen leben. ■

Walter Fust
Direktor der DEZA

Gutes Fundament für Handwerker in Burkina Faso



Jens Grossmann / lat (2)

Die Berufsbildung in Burkina Faso ist lückenhaft und bremst die Entwicklung des Handwerks. Eine von der Schweiz mitfinanzierte Arbeitsgruppe unterstützt die Einführung der Lehre nach dem dualen System. Sie erarbeitet Berufsbildungspläne für verschiedene Berufe und bietet den Handwerkern Weiterbildungskurse an.

Die Lobby der Informellen

Ackerbau und Viehzucht bilden immer noch die wichtigsten wirtschaftlichen Pfeiler in Burkina Faso, dicht gefolgt vom informellen Sektor, der in den Städten am meisten Arbeitsplätze bietet. Die Mikrounternehmen in Handwerk, Gewerbe und Dienstleistungen beschäftigen zwischen 75 und 85 Prozent der aktiven Stadtbevölkerung. Die Beschäftigten im informellen Sektor verfügen meist über ein geringes Bildungs- und Qualifikationsniveau, ihr Einkommen ist bescheiden und ihre Arbeitsbedingungen sind schlecht. In den vergangenen 15 Jahren gründeten die verschiedenen Berufszweige Berufsverbände und erhielten einen legalen Status. Sie haben Lobbyfunktion und beginnen, die Interessen ihrer Mitglieder bei den Behörden aktiv zu vertreten. Sie handeln beispielsweise die Zulassungsmodalitäten der Handwerker zu Kleinkrediten oder zu öffentlichen Aufträgen aus.

(Jls) Junge Burkiner, die Handwerker werden wollen, können dies auf drei Arten tun. Besitzen sie einen Schulabschluss, können sie sich in eine der vom Staat geleiteten Technischen Oberschulen einschreiben. Dort erhalten sie eine theoretische Ausbildung in Verbindung mit praktischen Arbeiten, ohne wirklichen Bezug zur Arbeitswelt. Ein anderer Weg führt sie in private Ausbildungszentren, von denen es seit einigen Jahren immer mehr gibt. Die Qualität dieser Lehrgänge ist insbesondere aus zwei Gründen unterschiedlich. Die Ausbildungsinhalte sind an keine staatlichen Auflagen gebunden, und die Lehrkräfte haben keinerlei Lehrbücher, beschränken sich also auf Vermitteln eines Wissens, das praktisch nur auf ihre Berufserfahrung abstützt.

Die dritte und weitaus häufigste Variante führt zu einer Ausbildung «on the job» in einer Werkstatt oder einem Kleinbetrieb des informellen Sektors. Dieser Weg hat den Vorteil, dass er auch Jugendlichen mit wenig oder überhaupt keiner Schulbildung offen steht, ist aber auch mit grossen Nachteilen verbunden: Die Jugendlichen lernen die

Handgriffe durch blosses Nachahmen und eignen sich kaum theoretische oder kaufmännische Kenntnisse an. Nicht selten vermeidet es der Handwerker überdies, sein ganzes Wissen an den Lehrling weiterzugeben, weil er keinen künftigen Konkurrenten heranziehen will.

Schule und Lehrbetrieb im Wechsel

1996 beschlossen die Schweiz und drei weitere Geberländer, gemeinsam das Berufsbildungssystem in Burkina Faso zu verbessern. Sie schufen die Cellule d'appui à la formation professionnelle (CAFP). Diese soll die Ausbildung nach dem dualen System fördern, bei der sich Praxis im Lehrbetrieb und Theoriekurse ergänzen.

Mit Unterstützung der Stiftung Swisscontact machten sich die acht Burkiner Experten der CAFP mit der Methodik der dualen Ausbildung vertraut. In Zusammenarbeit mit den Berufsverbänden entwickelten sie den Bedürfnissen der Wirtschaft und den Gegebenheiten vor Ort entsprechende Ausbildungscurricula, testeten sie an Lehrlingsgruppen, passten sie nötigenfalls an und



stellten das so entstandene Lehrmaterial öffentlichen und privaten Ausbildungszentren zur Verfügung. Bisher hat die CAFP Lehrgänge für sieben Berufe erarbeitet: Zuschnitt und Nähen, Elektrizität, Maurerarbeit, Automechanik, Zweiradmechanik, Metallverarbeitung und Holzbearbeitung. Die Schweiz und Österreich stellen zu gleichen Teilen die Finanzierung sicher.

Lehrmeister in der Schulbank

Die Nachfrage nach Berufsbildung wächst in Burkina Faso spürbar. Und sie geht nicht nur von den Jugendlichen aus. Die Handwerker selbst wollen ihre Fähigkeiten erweitern, beispielsweise um neue Märkte zu erobern. Deshalb hat die CAFP für sie Weiterbildungsangebote in der Form kombinierbarer Module bereitgestellt.

«Dieses Vorgehen passt ihnen viel besser als eine lineare Weiterbildung. Die Kleinhandwerker benötigen spezifische Kurse, an denen sie sich in kurzer Zeit die eine oder andere zusätzliche Kompetenz erarbeiten können», erklärt Pascal Fellay, Projektleiter der DEZA. Als Beispiel verweist er auf die Automechaniker, deren bisherige Kenntnisse nicht ausreichen, um mit den technologischen Entwicklungen und der komplexen Elektronik moderner Autos Schritt zu halten: «Wenn ein neues Modell auf den Markt kommt, wollen die Garagisten an einer entsprechenden Kurzausbildung teilnehmen, damit sie es reparieren und unterhalten können.»

In den Augen von Pascal Fellay gleicht die Burki-

ner Berufsbildungslandschaft einem angefangenen Puzzle, das mittelfristig kompetente Berufsbildungszentren – öffentliche und private – sowie Lehrmittel, einen gesetzlichen Rahmen, Qualitätskontrolle und ein Finanzierungssystem benötigt. «Mit der Schaffung der CAFP haben wir den ersten Puzzlestein gelegt. Wir gingen davon aus, dass andere nachziehen würden. Aber noch mangelt es an allen Ecken und Enden. Am schwersten wiegt, dass die Behörden keinen bestimmten Weg einschlagen.»

Neuer Fokus

Burkina Faso hat sich erst vor kurzem daran gemacht, diesen Sektor zu strukturieren. 2003 wurde die Rolle der CAFP offiziell anerkannt. Ein Jahr später schuf der Staat einen Fonds zur Unterstützung der Berufslehre, den er mit Geldern aus einer auf den Löhnen erhobenen Ausbildungsabgabe alimentiert. Ausserdem wird eine Bildungspolitik für das ganze Land erarbeitet.

«Es dauert länger, als wir erwarteten, aber das Puzzle nimmt Form an», sagt Pascal Fellay. «Innerhalb von zehn Jahren hat sich die Regierung völlig neu orientiert. Private Ausbildungszentren werden inzwischen respektiert, die Vorteile der dualen Ausbildung sind anerkannt und die Berufsverbände sind nicht mehr wegzudenken. Wirklich eine Revolution für ein Land, in dem noch vor kurzem nur Technische Oberschulen denkbar waren.» ■

(Aus dem Französischen)

Analphabetismus und Unterbeschäftigung

Über die Hälfte der Bevölkerung in Burkina Faso ist weniger als 18 Jahre alt. 2005 betrug der Anteil Jugendlicher rund 7,2 Millionen bei einer geschätzten Gesamtbevölkerung von 13,2 Millionen. Leider vermag das Schulsystem nur 56 Prozent der Kinder einzuschulen, und ein Viertel davon verlässt die Schule vor dem fünften Schuljahr. Der Alphabetisierungsgrad beträgt kaum mehr als 50 Prozent bei den 15- bis 24-jährigen und erreicht über alle Altersklassen nur 30 Prozent. Diese Werte haben sich seit 2000 spürbar erhöht, gehören aber in Westafrika nach wie vor zu den niedrigsten. Weit verbreitet sind ausserdem Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung. In den Städten sind vor allem Jugendliche davon betroffen.

Ein Schalter – viele Dienstleistungen

In Vietnam verbreiten sich die von der DEZA initiierten «One-stop Shops» in Windeseile. Die Bürgerinnen und Bürger wissen zu schätzen, dass sich die Administration neuerdings um Kundenfreundlichkeit bemüht.



Nicolas Randin / DDC

Erfolgreiche One-stop Shops

Die One-stop Shops erfreuen sich grosser Beliebtheit: Im Rahmen des DEZA-Programms wurden bereits 156 solche administrativen Zentren eingerichtet und über 600 Beamte geschult. Das Modell fand auch Eingang in die nationale Gesetzgebung: Im Jahr 2003 erklärte der Premierminister die Einführung von OSS in allen Provinzen Vietnams für obligatorisch. Bis dieses Ziel erreicht ist, wird es allerdings noch eine Weile dauern: Um die bürgernahe Dienstleistungen in jeder Gemeinde des Landes zu gewährleisten, müssten über 10 000 solcher Shops eingerichtet werden.

(gn) Phan Van Hoa in der vietnamesischen Stadt Nam Dinh ist zufrieden: Innerhalb von 15 Minuten hat er die gewünschte Kopie vom Schulabschlusszeugnis seines Sohnes erhalten, samt dem notwendigen Stempel. Gekostet hat ihn das Ganze 10 Rappen, eine akzeptable Gebühr, wie er meint. Früher hätte er für das Ganze rund zwei Tage Herumirren in Büros und Institutionen in Kauf nehmen müssen, Kosten und Ausgang ungewiss. Die neuen Dienstleistungszentren, sogenannte One-stop Shops (OSS), wurden im Rahmen des von der DEZA finanzierten Dong Hoi Urban Development-Projekts in der gleichnamigen Provinz im Jahr 2000 erstmals getestet. Bei der Schaffung der OSS hat man sich von den in Frankreich gängigen «Guichets uniques» inspirieren lassen sowie von einer ähnlichen Einrichtung in Malaysia: staatliche Dienstleistungen wie zum Beispiel die Auszahlung von Sozialleistungen, Notariatsarbeiten, die Vergabe von Geschäftslizenzen oder die Ausstellung von Land-Leasingtiteln werden alle an einem zentralen Ort in der Stadt resp. im Dorf gewährleistet. All diese Dienstleistungen sind gesetzlich geregelt, inklusive Gebühren und Öffnungszeiten der OSS.

Kundenorientierter und demokratischer

Im Shop von Nam Dinh überwachen Kameras die Arbeit der Angestellten, so dass möglicher Korruption auch von dieser Seite her vorgebeugt wird. Vor dem Shop gibt es genügend Parkplätze, drinnen einen Warteraum mit Stühlen.

«Diese Reform der staatlichen Dienstleistungen hat zu einer Mentalitätsänderung geführt: Früher orientierten sich amtliche Büros an den Bedürfnissen der Administration und demonstrierten die Macht des Staates – heute sind sie leicht zugänglich und kundenorientiert», sagt Nicolas Randin vom Vietnam-Desk bei der DEZA in Bern. «Sogar einen Briefkasten für Beschwerdebriefe gibt es in Nam Dinh – das wäre noch vor zehn Jahren undenkbar gewesen.»

Die Reform hat auch dazu geführt, dass die Abläufe im Hintergrund besser organisiert und koordiniert worden sind. Zudem sind die OSS sichtbarer Ausdruck einer Demokratisierung und Dezentralisierung auf Verwaltungsebene: Rund 30 verschiedene Dienstleistungen wurden von Staats- auf Distrikts- und Gemeindeebene hinunterdelegiert, was die Wege einfacher, kürzer und transparenter macht. ■

Programme unter der Lupe

(vuc) Um die Effizienz ihrer Arbeit zu steigern, evaluiert die DEZA regelmässig ihre Programme. Dabei stützt sie sich systematisch auf international anerkannte Kriterien ab, insbesondere jene des Entwicklungshilfesausschusses der OECD, und diskutiert Qualitätsnormen mit externen Partnern und innerhalb der Bundesverwaltung. Das Dokument «SDC's Evaluation and Review Activities 2007/2008» fasst auf Jahresbasis die Aktivitäten der DEZA in diesem Bereich zusammen. Bei den 2006 erfolgten Evaluationen lässt sich eine leichte Zunahme gegenüber 2005 feststellen und die Praxis liess sich auf befriedigende Weise in der Institution verankern. Das Preis/Leistungs-

Verhältnis wird als grundsätzlich gut angegeben, die Qualität der Richtlinien liesse sich allerdings verbessern. 2007 sind 167 Evaluationen, Reviews und Audits vorgesehen, insbesondere in den operativen Bereichen der Zusammenarbeit mit dem Süden und dem Osten. Dafür werden rund 10 Millionen Franken oder 0,8% des DEZA-Budgets aufgewendet. Folgende Tendenzen zeichnen sich ab: Die Anzahl Evaluationen wird um etwa 25% zunehmen; unabhängige und externe Evaluationen machen insgesamt 20% aus. Das Dokument «SDC's Evaluation and Review Activities 2007/2008» ist abrufbar unter <http://www.deza.admin.ch/de/Home/Aktivitaeten/Evaluation/Evaluationsaktivitaeten>.

Auswirkungen der Schweizer Entwicklungshilfe dokumentieren

(juj) Um besser Rechenschaft über ihre Aktivitäten vor Ort ablegen zu können, publiziert die DEZA künftig jährlich einen neuen Bericht, in dem die Auswirkungen ihrer Zusammenarbeitsprogramme aufgezeigt werden sollen. Dabei werden auch die Folgen der Schweizer Hilfe auf internationaler Ebene analysiert. Dieser «Wirkungsbericht» richtet sich hauptsächlich an Fachleute und Schweizer Parlamentarier, wird aber auch dem breiten Publikum zugänglich sein. Er soll in geraffter Form anhand konkreter Beispiele aufzeigen, welche Wirkungen die bilaterale und multilaterale Zusammenarbeit in

den Partnerländern der DEZA entfaltet. Anspruch auf Vollständigkeit erhebt der Bericht nicht, denn es geht nicht wie beim Jahresbericht darum, eine Gesamtschau der DEZA-Aktivitäten zu präsentieren. Jede Ausgabe des «Wirkungsberichts» soll sich im Gegenteil auf einen Themenbereich und ausgewählte Länder konzentrieren. Innerhalb von vier oder fünf Jahren lässt sich so die Tragweite der DEZA-Aktivitäten aufzeigen. Publiziert wird im Jahresrhythmus. Die im kommenden Frühjahr erscheinende erste Ausgabe widmet sich dem Thema «Wasser». Sieben Länder wurden dafür ausgewählt.

Was eigentlich ist... der Human Development Index (HDI)?

(bf) Die Lebensqualität oder das Entwicklungsniveau eines Landes mit der- oder demjenigen eines anderen zu vergleichen, ist relativ schwer. Welche Faktoren bestimmen eigentlich die Lebensqualität und wie sollen sie gemessen und damit statistisch erfassbar gemacht werden? Um dies zu verdeutlichen hat das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP) 1990 den Human Development Index (HDI) entwickelt. Jährlich veröffentlicht es seitdem einen «Bericht über die menschliche Entwicklung», der über das Sozialprodukt hinausblickt und eine umfassendere Definition für Wohlergehen anstrebt. Das UNDP definiert den HDI wie folgt: «Der Index menschlicher Entwicklung ist ein zusammengesetzter Messwert, der drei Dimensionen der menschlichen Entwicklung berücksichtigt: Ein langes und gesundes Leben (gemessen an der Lebenserwartung), Bildung (gemessen an der Alphabetisierung Erwachsener und des Schulbesuchs auf der Primar-, Sekundar- und der Tertiärbildungsstufe) und ein angemessener Lebensstandard (gemessen am Einkommen unter Berücksichtigung der Kaufkraftparität). Der Index ist aber keineswegs ein Massstab, der die menschliche Entwicklung vollständig umfasst. So werden wichtige Indikatoren wie etwa die Achtung der Menschenrechte, Demokratie und Gleichheit nicht berücksichtigt. Er ermöglicht jedoch eine breitere Sicht auf den menschlichen Fortschritt und auf das komplexe Verhältnis zwischen Einkommen und Wohlergehen.» Der aktuelle «Bericht über die menschliche Entwicklung 2006», der auf Länderdaten aus dem Jahr 2004 basiert, bezieht 177 Länder in den Index mit ein. An der Spitze der Tabelle befinden sich

Norwegen, Island und Australien. Die Schweiz folgt auf Platz 9. Die gemäss HDI am wenigsten entwickelten Länder liegen alle in Westafrika: Sierra Leone, Mali, Burkina Faso, Guinea-Bissau und ganz am Schluss Niger.



Siege Werner / iaf

Ob Moskau, Zürich oder Bogotá: Korruption gibt's überall

Abacha, Suharto, Marcos. Der Reigen der Korrupten umspannt die ganze Welt und droht, die Anstrengungen zur Reduktion der Armut bereits im Keime zu ersticken. Der Kampf gegen die Korruption hat deshalb in der Entwicklungszusammenarbeit höchste Priorität. Auch für die DEZA. Von Maria Roselli.

Was ist Korruption?

Das Wort korrupt stammt aus dem Lateinischen und meint im ursprünglichen Sinn die Beschädigung der moralischen Integrität. Im entwicklungspolitischen Kontext wird allgemein der Missbrauch öffentlicher Macht für privaten Nutzen als Korruption definiert.

«Compliance Office»: Anruf genügt

Das Compliance Office der DEZA ist vor allem für interne Präventionsmassnahmen wie Sensibilisierung, Ausbildung und Unterstützung der Mitarbeitenden zuständig. Es nimmt, als erste amtsinterne Stelle in der Bundesverwaltung, Meldungen über Korruption, Veruntreuung, Missbrauch und Verluste in DEZA-Projekten entgegen. Seine Hauptaufgaben sind unter anderem die Entgegennahme interner und externer Informationen über Bestechung, Korruption, Missbrauch und Verluste; Plausibilitätsprüfungen, ob der Verdacht im weiteren Sinne DEZA-Aktivitäten betrifft; Anordnung und Überwachung von entsprechenden Massnahmen.



Zwischen Armut und Korruption besteht ein direkter Zusammenhang und dementsprechend leiden die Menschen: Haïti gilt diesbezüglich als Paradebeispiel

3000 Paar Schuhe soll Imelda Marcos besessen haben, und ihr Mann Ferdinand Marcos, einstiger Präsident der Philippinen, ein sehr dickes Bankkonto in der Schweiz. Während seiner Amtszeit von 1972 bis 1986 soll er sechs bis zwölf Milliarden Franken in die eigene Tasche gewirtschaftet haben. Allein auf Schweizerkonten hortete Marcos 683 Millionen US-Dollars aus seiner korrupten Staatsführung. Doch Marcos ist kein Einzelfall: Laut Schätzung sind weltweit 1000 Milliarden Dollar Korruptionsgelder im Umlauf. Korruption ist im grossen wie im kleinen Stil, im

öffentlichen wie im wirtschaftlichen Leben und auf allen Gesellschaftsstufen anzutreffen – in den Industriestaaten wie in den Entwicklungsländern. Doch gerade in letzteren wirkt sich dieses Übel besonders verheerend aus, denn arme Länder können es sich am wenigsten leisten, dass der Staat betrogen und die Rechtssicherheit unterminiert werden.

Die Zivilgesellschaft mobilisiert

Gerade deshalb ist die Bekämpfung der Korruption in der Entwicklungszusammenarbeit seit meh-

renen Jahren auch in der DEZA ein Schwerpunktthema. «Die DEZA hat bereits 1998 eine Antikorruptionsklausel in ihre Verträge aufgenommen und ist bestrebt, ihr Personal zu sensibilisieren und Präventionsmassnahmen zu ergreifen. Dieses Jahr haben wir zusätzlich eine neue Strategie präsentiert», bestätigt Anne Lugon-Moulin von der DEZA.

Gegen aussen ist die DEZA in unzähligen Gouvernanz-Projekten in fast allen Schwerpunktländern aktiv. Beispielsweise in Dezentralisierungs-Programmen, der Reform der Justizsysteme oder der Menschenrechtsförderung. Ein wichtiges Aufgabenfeld ist zudem die Rückführung illegaler Gelder und die Unterstützung gewisser Staaten, die auf diesem Gebiet Reformen durchführen wollen. Im Mittelpunkt dieser Unterstützung stehen Organisationen der Zivilgesellschaft, die der öffentli-

ern, zum andern erhalten sie auf dem Schwarzmarkt für den Rohstoff den besseren Preis.

Armut und Korruption hängen direkt zusammen

In Madagaskar unterstützt die DEZA die Bestrebungen der Regierung, die Effizienz der Justiz und Polizei zu steigern. Ein Schweizer Staatsanwalt und ein Polizist, die in forensischer Untersuchungstechnik spezialisiert sind, unterrichten in dieser Technik die Kollegen des Conseil supérieur de lutte contre la corruption. Ein weiteres Beispiel kommt aus Tansania, wo Medienleute in die Techniken des investigativen Journalismus eingeweiht werden.

Um Präventionsmassnahmen zu ergreifen und mögliche Korruptionsfälle auch in den eigenen Reihen oder im Umfeld der eigenen Projekte auf-



Transparency International: Weltweiter Kampf gegen Korruption

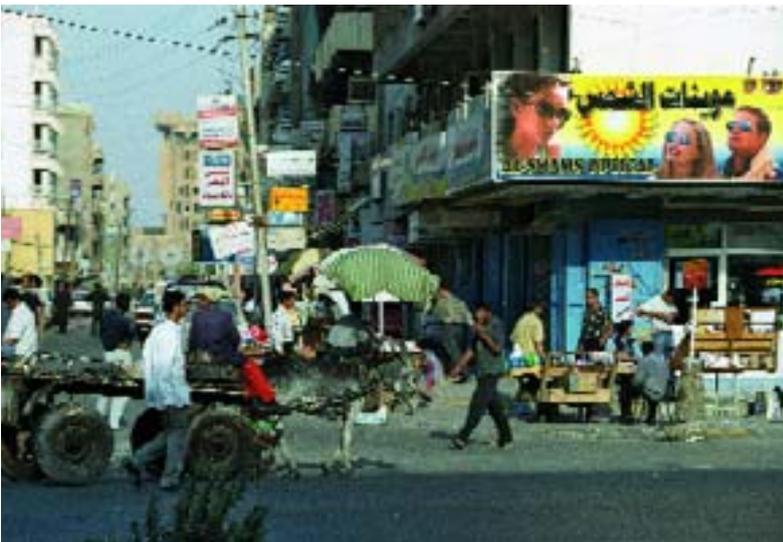
Die Anti-Korruptionsorganisation Transparency International ist in über 80 Staaten mit nationalen Sektionen vertreten. In der Schweiz genauso wie in den USA, Uganda, Kroatien und Südkorea. Der Initiative dieser NGO ist es zu verdanken, dass seit einigen Jahren in vielen Staaten Schmiergelder nicht automatisch als steuerbegünstigte Betriebsausgaben anerkannt werden und dass die Bestechung ausländischer Amtsträger strafbar ist. Seit 1993 erstellt die NGO jährlich unter anderem einen Korruptionsindex, den sogenannten Corruption Perceptions Index (CPI). Basis des CPI ist nicht der reelle Korruptionsgrad eines Landes, sondern dessen Wahrnehmung. Im Jahre 2006 belegten Haiti, Guinea, Myanmar und Irak die vier letzten Ränge des CPI und waren somit die Staaten, in denen die Korruption am stärksten wahrgenommen wird. Die Schweiz befindet sich mit Rang 7 im Spitzenfeld der Liste, und gilt somit als Staat, in dem Korruption kaum wahrgenommen wird. Auf dem 1. Platz steht Finnland.

chen Hand und den Unternehmen auf die Finger schauen und Fälle von Korruption öffentlich machen.

Eine dieser Organisationen ist Ren-lac (Réseau national de lutte anti-corruption) in Burkina Faso. Jährlich deckt die NGO Fälle von Bestechung und Betrugereien auf. Beispielsweise in öffentlichen Schulen und Spitälern. Aber auch den nationalen Goldminengesellschaften schaut Ren-Lac auf die Finger und deckte dabei auf, dass zwei Drittel von ihnen keinen regelmässigen Bericht über die abgebauten Goldmengen liefern, obwohl dies gesetzlich verlangt würde. Die Minen verdienen gleich doppelt: Zum einen hinterziehen sie Steu-

zudecken, hat die DEZA 2006 ein internes «Compliance Office» eröffnet (siehe auch Randspalten-text S. 26). Dort werden alle Informationen gesammelt, die nötig sind, um Korruptionsfälle an der Zentrale in Bern sowie in den Kooperationsbüros weltweit zu denunzieren. «In den ersten zehn Monaten des Bestehens sind immerhin bereits zehn Fälle gemeldet worden», bestätigt Hans Jost, Leiter des Büros. Ob es sich in diesen Fällen tatsächlich um Korruption, Vetternwirtschaft oder andere illegale Praktiken handelt, wird nun abgeklärt.

Die Welt hat sich zum Ziel gesetzt, die extreme Armut bis 2015 zu halbieren. Doch gerade Korruption behindert das Erreichen der Millennium-



Im Irak (oben) wird – zusammen mit Guinea, Myanmar und Haïti – die Korruption im Alltag weltweit am stärksten wahrgenommen

Ziele, weil sie Wirtschaftswachstum und nachhaltige Entwicklung unterminiert, die Millionen von Menschen aus der Armut Falle befreien würden. Untersuchungen zeigen, dass Auslandsinvestitionen in Ländern, die als korrupt wahrgenommen werden, niedriger sind. Auch dies beeinträchtigt die Chance dieser Länder, ihren Wohlstand zu erhöhen.

Für Korruption braucht es immer zwei

Die triste Praktik des Schmierens gibt es nicht nur auf höchster Ebene. Gerade in Ländern, in denen sich die Amtsträger vor den Augen aller illegal bereichern, bestimmt die Bezahlung von Schmiergeldern auch den Alltag der ärmsten Bevölkerungsschichten. Das wenige Geld, das diese Menschen zum Überleben zur Verfügung haben, wird durch die Bezahlung von Schmiergeldern noch weniger.

Korruption ist im Alleingang nicht möglich, es braucht immer zwei Parteien. In den Entwicklungsländern werden die Industriestaaten und die international tätigen Unternehmen meist als Bestechende wahrgenommen. Über Jahre galt denn auch in den obersten Etagen westlicher Multis die Bestechung ausländischer Amtsträger als Kavaliärsdelikt.

Erst im Verlaufe der Zeit, dank griffigeren Gesetzen, internationaler Konventionen und nicht zuletzt finanzieller Einbußen durch Imageschäden hat sich in mancher Führungsetage eine gewisse Sensibilität entwickelt. Diese scheint sich aber insbesondere in den boomenden Schwellenländern wie China, Indien oder Russland noch nicht durchgesetzt zu haben.

Mark Pieth, Strafrechtsprofessor an der Universität Basel: «Die Unternehmen der Schwellenländer versuchen insbesondere im Rohstoffbereich sich ihre Tranche zu sichern und treten ziemlich aggressiv auf. Oft bedienen sich diese neuen Players der Korruption. Das ist auch deshalb möglich, weil

sie noch nicht in die existierenden Abwehrdispositive eingebunden sind.»

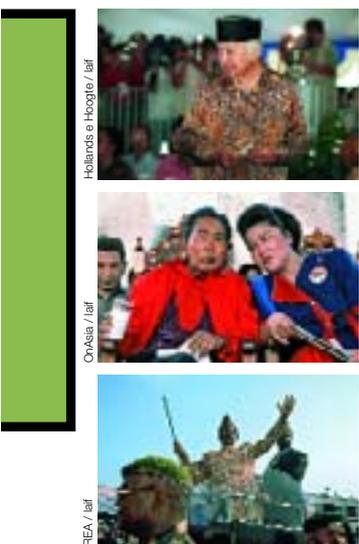
In den letzten zehn Jahren haben die internationalen Organisationen erkannt, dass sie die Korruption gemeinsam bekämpfen müssen. «Mit dem OECD-Übereinkommen gegen internationale Bestechung von 1997 und der UNO-Konvention gegen Korruption von 2003 hat sich die internationale Gemeinschaft griffige Instrumente gegeben, um gegen das Übel vorzugehen», erklärt Mark Pieth.

«Schweiz hat Hausaufgaben gemacht»

Während das OECD-Übereinkommen insbesondere die Unternehmen der Industriestaaten in die Mangel nimmt, ist die UNO-Konvention umfassend. Sie enthält viele Punkte zum Thema Prävention, gibt aber auch an, wie die Behörden strukturiert und die Vergabeverfahren aussehen sollten und behandelt gar die Besoldung der Beamten. Zudem enthält sie wichtige Angaben zur Repression, der Gestaltung des Strafrechts und des Rechtshilferechts.

Besonders wichtig für die Staaten des Nordens ist das 5. Kapitel der UNO-Konvention, in welchem es unter anderem um die Rückführung illegaler Gelder geht, was auch den Schweizer Finanzplatz interessiert. Laut Mark Pieth hat die Schweiz in dieser Beziehung in den letzten Jahren «ihre Hausaufgaben bereits gemacht», so dass mit der Ratifizierung der Konvention, die demnächst erfolgen sollte, praktisch keine neuen Aufgaben anfallen.

Die Schweiz hat sich in den letzten Jahren verschiedene Instrumente gegeben, die eine Rückführung der Gelder ermöglichen. Dazu gehören das Einziehungsrecht von 1994 ebenso wie das revidierte Rechtshilferecht von 1997 und die ständige Anpassung der Geldwäschegesetzgebung – wichtige Etappen für ein kohärentes Handeln im Kampf gegen Korruption, damit dem Reigen der Korrupten endlich Halt geboten wird. ■



Korrupteste Staatschefs aller Zeiten

Laut internationalen Berichten führt Mohammed Suharto das Klassement der korruptesten Eliten aller Zeiten an. Der indonesische Staatschef soll während seiner Amtszeit von 1967 bis 1998 zwischen 18 und 42 Milliarden Franken auf die Seite geschafft haben. Den zweiten Platz belegt der einstige philippinische Präsident Marcos mit einem geschätzten veruntreuten Vermögen von sechs bis zwölf Milliarden Franken. Der dritte Mann im Bunde ist Mobutu Sese Seko, 1967 bis 1997 Präsident von Zaïre, mit geschätzten sechs Milliarden Franken.

Alltag im Wohnblock

Wenn gegen 22 Uhr der Hund im Erdgeschoss zu bellen anfängt, ist der ganze Wohnblock wie elektrisiert. Ein riesiger deutscher Schäferhund ist es, ein dressierter, sagt man (was denn sonst?!). Sein Besitzer meidet abends seine Wohnung, um den Gläubigern zu entgehen. Er hat die Fischverkäuferin gebeten, den Hund einmal am Tag zu füttern. So bleibt er ruhig – vom Morgen bis zum Abend. Nachts, wenn er durstig und unbeschäftigt ist, fängt er an zu bellen. Begegnen sich zwei Hausbewohner, nehmen sie sich gleich nach den Begrüßungsfloskeln die Frage aus dem Mund: «Was muss dieser Hund bloss so bellen?» Der eigentliche Sinn der Worte ist leicht zu erraten: «Dreht ihm den Kopf um!» Aber wer würde das schon laut zu sagen wagen?

Am einfachsten kontaktiert man in solchen Fällen den Hausverantwortlichen, der das Tier zum Schweigen bringen muss. Der wirft sich im Bewusstsein für seine Vermittlerrolle zwischen Behörden und Bevölkerung in Schale und spricht beim Quartierpolizisten vor. Er bittet ihn, sich des Problems anzunehmen und den Besitzer zu zwingen, den Hund allabendlich zu füttern. Tatsächlich will der Polizist den Hundebesitzer ins Gebet nehmen, mehr als einmal, aber er rennt immer an. Mit einem Zettel, den er ihm in den Garten legt, bietet er ihn gar auf den Posten auf. Ein paar Tage später liegt der schmutzig gewordene Zettel allerdings noch an derselben Stelle.

Angesichts der Machtlosigkeit des Polizisten entwickeln die Hausbewohner immer neue Ideen: Das Haustürschloss wechseln, damit der Hundebesitzer auf dem Posten vorbeigehen muss; den Hund vom

Tierarzt betäuben lassen und ins Hundeheim verfrachten, wo ihn der Besitzer auslösen müsste; Geld zusammenlegen, um dem Hund abends den Fressnapf zu füllen... Doch Freiwillige gibt es nicht, also wird keine der Ideen umgesetzt.

Eines Tages zieht eine neue Mieterin ein, eine Journalistin: gestresst, single und immer am Handy. Nach einer Woche spricht sie beim Hausverwalter vor, um das Problem aufzuwerfen, das die Unfähigkeit der lokalen Behörden widerspiegelt – und die Verantwortungslosigkeit der Gesellschaft. Sie wolle nicht drohen, sagt sie, aber ein Pressebeitrag wäre keine Ehre für das Quartier. «Topp!», erwidert der Verwalter ohne zu zögern. Wenn ein Zeitungsartikel den Bewohnern helfen könnte, sich den Hund vom Hals zu schaffen, wäre die Sache erledigt. Und es wäre bestimmt allen recht, wenn sie mit ihren Beziehungen gleich Anzeige erstatten könnte. Im stillen Kämmerlein kommt die Journalistin zum Schluss, man hielte sie für bekloppt, wenn sie sich wegen eines Hundes auf einen Prozess einliesse. In Vietnam in einen Prozess verwickelt zu werden, egal auf welcher Seite, ist die Hölle. Und dann noch gegen einen Hund! Ausserdem ist sie Single und will nicht riskieren, es noch lange zu bleiben. Nun, zumindest müsste man den lokalen Behörden einen von allen Hausbewohnern unterschriebenen Brief zukommen lassen. Und dann zusehen, wie die Stadt unter dem Druck der Massen reagiert.

Um die genaue Adresse des Hundes zu ermitteln, spricht die Journalistin erneut beim Verwalter vor. Er gibt sie ihr gern und erzählt beiläufig, dass

seit einer Woche zwei weitere Hunde im nächtlichen Chor mitbellen. Diese beiden, ebenfalls deutsche Schäfer, gehören dem Parkhausaufseher. Bellen die drei Köter zusammen, lässt sich kaum der eine vom anderen unterscheiden. Die Journalistin beugt sich übers Balkongeländer und schaut zu, wie sich die beiden Hunde des Parkhausaufsehers im Dunkel der Nacht nachjagen. Wie bloss kann man den Hund des abwesenden Besitzers verklagen, ohne die beiden anderen mitzunehmen? Mit dem Parkhausaufseher will sie es auf keinen Fall verderben, sonst weigert sich dieser, ihren Roller zu bewachen. Das wäre eine Katastrophe!

Inzwischen ist ein Jahr vergangen. Im Quartier wird das Hundegebell ignoriert. Es kommt aus zu vielen Mäulern. Und niemand mehr wüsste den richtigen Beller zu erkennen, um gegen ihn Gift und Galle zu spucken. ■

(Aus dem Französischen)



Phan Thi Vang Anh, 1968 in Hanoi geboren, ist ausgebildete Kardiologin und arbeitet heute als Schriftstellerin, als Lektorin eines Buchverlags und als Kolumnenschreiberin für Zeitungen und Zeitschriften. Daneben hat sie auch schon Dokumentarfilme gedreht. Sie lebt abwechselungsweise in Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt. Ihr Buch «Wenn man jung ist» traf in den 1990er Jahren den Gemütszustand einer ganzen Generation, wurde zu einem Verkaufsschlager und anschliessend auf Französisch («Quand on est jeune», Editions Picquier) und auf Schwedisch übersetzt. Ihr erfolgreichstes Buch der letzten Jahre ist eine Sammlung ihrer Zeitungskolumnen; es ist bisher allerdings nur auf Vietnamesisch erschienen.



Jorgen Schytte / Still Pictures



Peter Schökerl / Das Fotarchiv / Still Pictures

Sufis in Trance und Berberfeste aus dem Hohen Atlas

In Marokko werden verschiedenste Musikstile und Tänze gepflegt. Doch vermag dieses reiche Erbe der gegenwärtigen Vereinheitlichung von Kulturprodukten zu widerstehen? Das von den Ateliers d'ethnomusicologie in Genf organisierte Festival «Les nuits du Maroc» präsentiert eine Reihe von Künstlern, die kreativ mit traditionellen Ausdrucksformen umzugehen wissen. Von Jane-Lise Schneeberger.

Unter dem Einfluss von Globalisierung und World Music verändern sich die traditionellen Formen des musikalischen Ausdrucks im Süden zusehends. Angesagt und auf dem internationalen Musikmarkt erfolgversprechend ist die Fusion von Musikstilen. «Ethno» wird mit modernen Musikrichtungen verbunden und so gemixt, dass das Resultat den westlichen Konsumenten gefällt.

Laurent Aubert, Leiter der Genfer Ateliers d'ethnomusicologie (Adem), befürchtet, diese Hybridproduktionen könnten alle übrigen musikalischen Ausdrucksformen in den Ländern verdrängen, aus denen sie herkommen, zumindest was den Geschmack der Jugendlichen angeht. «Musikalische Mischformen hat es immer gegeben. Sie sind keine Erfindung der World Music, die jedes

Orchester mit Elektrogitarren und Synthesizern ergänzt hat. Das Problem ist, dass die moderne Technologie zum Kopieren und Kommunizieren von Ton diesen neuen Stilrichtungen massive, weltweite Verbreitung sichert. In diesem Fall zieht Modernität eine Banalisierung der Tonwelt nach sich», konstatiert er.

Drohende Uniformisierung

Die Ateliers d'ethnomusicologie

setzen Zeichen gegen den Aufstieg dieser Form von Massenkultur und engagieren sich für Vielfalt in den Bereichen Musik und Choreografie. Sie führen jährlich ein Festival durch, das einem bestimmten Land gewidmet ist. Vom 4. bis 13. Oktober ist Marokko in Genf zu Gast. Fünf Tanz- und Musikformationen, eine Sängerin und ein Märchenerzähler präsentieren traditionelle



Archives Adem (4)

Ausdrucksformen. Ergänzt wird das Programm mit Filmen, Vorträgen und weiteren Aktivitäten. Marokko steht im Schnittpunkt verschiedener Zivilisationen und besitzt eine breite Palette musikalischer Ausdrucksformen. Im Gegensatz zu dem, was andernorts geschieht, sind diese Kulturen nach Laurent Auberts Einschätzung nicht vom Untergang bedroht. Ihnen droht hingegen Uniformisierung: «Sie werden weiter bestehen, könnten aber an Ausdruckskraft verlieren. Das Fernsehen mitsamt seinem elektronischen Ton, seinem Glitzerlook und seiner Hollywood-Beleuchtung ist – in Marokko ebenso wie anderswo – einer der Vektoren der Homogenisierung.»

Die spirituelle Musik der Sufis

Dass die marokkanischen Traditionen lebendig geblieben sind, ist zum Teil auch dem

Interesse westlicher Touristen und Kulturschaffender zu verdanken. Die Gnawa beispielsweise wurden dank dem Festival von Essaouira international bekannt, wo sie jeden Sommer auf andere Musiker aus aller Welt treffen. Sie sind Nachkommen von Sklaven, die im 16. Jahrhundert aus Schwarzafrika einwanderten, und bilden eine der zahlreichen marokkanischen Bruderschaften mit sufistischem Hintergrund. Sufis verkörpern eine esoterische Dimension des Islams: Um mit Gott in Kontakt zu treten, suchen sie in Ekstase oder in Trance zu geraten. Spirituelle Übungen, Musik, Tanz oder Litaneien unterstützen sie dabei. Manche Kulte schreiben der Trance eine therapeutische Wirkung zu. Der Sänger und Musiker Majid Bekkas ist Gnawa und interpretiert das Repertoire der Bruderschaft mit viel Talent. «Er geht gleich vor wie andere zeitgenös-

sische Künstler, die das kulturelle Vermächtnis vermitteln, indem sie es der Moderne öffnen, ohne es zu entstellen. Er nimmt Blues- und Jazzelemente auf, erhält aber das Wesen der Gnawa-Musik und spielt auf althergebrachten Instrumenten», erklärt Laurent Aubert.

Familientradition

Auch die Sufibruderschaft der Aissawa wird in Genf auftreten. Ein Ensemble aus Fes wird eine *Lila* (Nacht) abhalten, ein Ritual des im 16. Jahrhundert gegründeten Ordens. Wie der Name sagt, dauern die Zeremonien der Aissawa eine ganze Nacht lang. Sie werden an religiösen Festen und gesellschaftlichen Anlässen wie Hochzeit, Taufe oder Beschneidung abgehalten. Die *Lila* beginnt mit Gebeten und Litaneien. Dann geben sich die Eingeweihten gemeinsam einem ekstatischen Tanz hin. Aus der Kleinstadt Chefchaouen

kommt eine Frauenformation, die die Kunst der *Hadra* pflegt, gesungene Verse und Gebete für die Sufiversammlungen. Gegründet wurde die Gruppe von Rahoum Bekkali, der aktuellen Verwahrerin eines in ihrer Familie weitergegebenen Repertoires. Bei diesem Ritual begleiten sich die Sängerinnen mit Trommeln. Sie bewegen sich in der Gruppe immer schneller hin und her, eine Technik, um in Ekstase zu gelangen. Rahoum Bekkali hat als eine der ersten Marokkanerinnen Musik am Konservatorium studiert. Die ästhetische Dimension der *Hadra* ist ihr besonders wichtig. Die Mitglieder ihrer Gruppe sind zwischen 15 und 22 Jahre alt und treffen sich dreimal pro Woche, um sich in ihrer spirituellen Kunst zu üben. Wenn ein Musikstil in Marokko vom Untergang bedroht ist, dann bestimmt die althergebrachte Interpretation arabisch-



Im Dienst von Musik aus aller Welt

Die 1974 gegründeten Genfer Ateliers d'ethnomusicologie wurden 1983 zu einem Verein mit dem Ziel, Musik- und Tanztraditionen aus aller Welt in ihrer Vielfalt zu fördern. Die Adem organisieren Konzerte und ein jährliches Festival, das einem bestimmten Thema gewidmet ist. Sie publizieren die Revue «Cahiers de musiques traditionnelles» sowie Bücher und produzieren CDs unter ihrem Label «Ethnomad». Sie sind ausserdem pädagogisch engagiert und organisieren Workshops, Praktika und Aktivitäten in den Schulen. Und schliesslich unterstützen sie Künstler aus aller Welt, die sich in Genf aufhalten. Der Verein wird von den Genfer Behörden und der DEZA unterstützt.

Internet: www.adem.ch

andalusischer Musik. Sie entstand im Hochmittelalter im muslimisch dominierten Spanien und wanderte Ende des 15. Jahrhunderts in den Maghreb aus, wo die von der iberischen Halbinsel vertriebenen Araber Zuflucht fanden. Ursprünglich wurde sie von fünf bis sechs Musikern gespielt, heute quasi von Symphonieorchestern. «Das Resultat ist katastrophal. Bei fünfzig Geigen hört man bloss noch einen dichten Klangteppich, die Melodien der einzelnen Instrumentalisten gehen unter», bedauert Laurent Aubert.

Deshalb wird die arabisch-andalusische Musik in Genf von einer der wenigen Kleinformaten präsentiert, die sich der traditionellen Praxis widmet. Ihr Leiter, Ahmed Chiki, hat als Geigenbauer vergessen gegangene mittelalterliche Instrumente wie den *Ud Ramal* rekonstruiert, eine vierchörige Laute. Er bespannt sie mit

Darmsaiten, die einen anderen Klang haben als moderne Nylon- oder Stahlsaiten.

Berber aus dem Flachland und aus den Bergen

Im Gegensatz zu dieser urbanen Musik stehen Berber-Traditionen, die im ländlichen Alltag verwurzelt sind und dessen Jahreslauf abbilden. In Genf werden eine Volksmusikgruppe aus dem Hohen Atlas sowie eine Sängerin aus der Souss-Ebene auftreten. Die Gruppe präsentiert einen *Ahwash*; damit werden die grossen Feste bezeichnet, die die Berberdörfer im Sommer veranstalten. Die vorgetragenen Tänze und Gesänge unterscheiden sich von Dorf zu Dorf.

Raqiya Demseriya hingegen, die Sängerin, steht in der Tradition der Wandermusikanten, der *Rwayes*. Einst gingen diese Troubadouren alleine oder in Gruppen von Ort zu Ort. Heute treten sie in Restaurants,

Theatern oder an privaten Festlichkeiten auf. Sie singen, tanzen und improvisieren Gedichte zu sozialen Problemen und aktuellen oder leichteren Themen.

Das Metier des Märchenerzählers existiert ebenfalls seit Jahrhunderten, auch wenn das geschriebene Wort Terrain gewonnen hat. So ziehen Wandererzähler tagtäglich unzählige Touristen auf dem Djamaa-el-Fna-Platz in Marrakesch in ihren Bann. Hamed Bouzzine hat Berber Wurzeln und ist nach Frankreich emigriert, wo er seine Kunst weiter pflegt. Er präsentiert ein Programm mit ins Französische übersetzten traditionellen Märchen und aktuellen Themen. ■

(Aus dem Französischen)

Fokus auf den Erweiterungsbeitrag

(jtm) Im Zentrum der diesjährigen Jahreskonferenz der Schweizer Ostzusammenarbeit «Focus» steht das Engagement der Schweiz in den neuen Mitgliedstaaten der EU. In den nächsten zehn Jahren wird die Schweiz in den ehemals kommunistischen Staaten Zentraleuropas und des Baltikums sowie in Malta und Zypern rund eine Milliarde Franken in Projekte investieren, die zu deren wirtschaftlichen und sozialen Stärkung beitragen werden. Der Erweiterungsbeitrag eröffnet auch Chancen für die Schweizer Wirtschaft. Am «Focus» vom 15. November im KKL Luzern zeigen wir auf, wo die Entwicklungsdefizite dieser Reformländer liegen und was die Schweiz zu deren Überwindung beitragen kann. Es referieren prominente osteuropäische Gäste aus Politik und Kultur. Die Schweizer Landesregierung wird vertreten durch die Bundesrätinnen Micheline Calmy-Rey und Doris Leuthard. Die Veranstaltung umfasst auch Workshops, ein Podiumsgespräch und kulturelle Intermezzi. Sie steht allen interessierten Bürgerinnen und Bürgern offen. Der Eintritt ist frei.

«Focus», die Jahreskonferenz der Schweizer Ostzusammenarbeit; 15. November von 11 bis 17.30 Uhr im KKL Luzern

Indien im Brennpunkt

(jls) Seit seiner Gründung 1984 versammelt das Festival International Médias Nord-Sud (FIMNS) in Genf Jahr für Jahr Akteure aus den Bereichen Medien, Wirtschaft, Entwicklung und Politik. Es wird von der DEZA mitfinanziert und widmet sich den Herausforderungen der Zukunft und dem Ungleichgewicht zwischen Nord und Süd. Vom 2. bis 6.

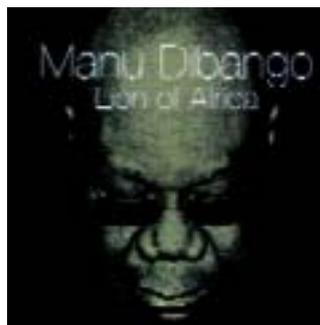
Oktober findet es zum 23. Mal statt, und zwar unter dem Thema «Indien, künftige Weltmacht – Entwicklung, Wirtschaft, Einfluss auf die westlichen Länder, Film, Kultur». An den drei Vorführorten werden rund dreissig Dokumentarfilme indischer und anderer Regisseure sowie Spielfilme, vor allem Bollywood-Produktionen, gezeigt. Der beste Dokumentarfilm wird mit dem Grand Prix de Genève ausgezeichnet, der mit 10000 Franken dotiert ist. Parallel dazu wird mit dem Prix international des médias derselbe Betrag für einen umfangreicheren Pressebeitrag ausgerichtet. Im Rahmen des Festivals finden ausserdem Kolloquien, TV- und Radiosendungen, eine Ausstellung, Themenabende und Matineen für Schulen statt.

FIMNS, Gebäude der Forces motrices, Genf, 2. bis 6. Oktober.

Informationen: www.nordsud.ch

Mitreissender Reigen

Musik (er) Seiner brodelnden Musikmischung aus Jazz, Soul Rock, Pop, Funk, Reggae, Salsa und Highlife Music gab Manu Dibango in den frühen 1970er Jahren den Namen Soul Makossa. Er katapultierte sich damit zur Afro-Avantgarde und seine Songs in die Charts sowie in alle Discos. Seither versteht es der Saxofon-Magier, Marimba-Virtuose und Sänger, seinem Sound stets neuen ohrwurmigen Drall zu geben. Diese musikalische Beschwingtheit prägte auch vor drei Jahren das Konzert zu seinem 70. Geburtstag im Londoner Barbican Center. Begleitet von den Stargästen Baaba Maal, Coco Mbassi und Courtney Pine und seiner Maraboutik Big Band präsentierte die polyglotte World Music-Ikone sein breites Musikspektrum mit explosiver Spielfreude – zu hören und sehen respektive zu erleben via



Live-Album und -DVD, die nun genau ein halbes Jahrhundert nach seinem Bühnendebüt erschienen sind: Zum mitreissenden Reigen finden sich da Jazz-Standards und Afro-Classics wie funkiger Groove als Hommage für die Afrobeat-Legende Fela Kuti («Soul Makossa»).

Manu Dibango: «Lion of Africa» (Global Mix Media-COD/Musikvertrieb)

Multi-ethnische Songs

(er) Nicht alltäglich sind die Bestrebungen eines 30jährigen Keyboarders, Komponisten und Soundtüftlers in Israel: Idan Raichel lässt die vielen Kulturen zu Musik kommen, die in seiner Heimat immigrationsbedingt aufeinander treffen. Ihn faszinieren die Vokalkünste jemenitischer Juden, die spanisch geprägte Musik der Sepharden, die russischen Klänge der Ashkenazy-Volksgruppe, der Folk von abessinischen Falascha oder äthiopischen Falaschmura und dazu die israelische Popmusik und die arabische Soundpoesie seines Landes. Hier gilt er als Star mit seinen «Projekten», bei denen bis zu 80 Musiker und Sänger mitwirken.



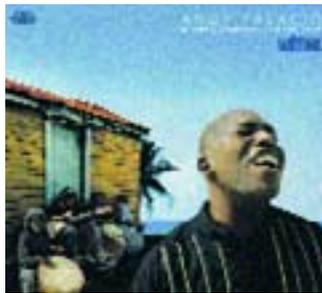
Service

Hörblicke ins multi-ethnische Songwriting von Raichel gewährt ein interessantes Best-of-Album samt Videos. Eingespielt sind gelöste und melodiose, hymnenartige und doch treibende Sounds zwischen Ethno-Pop und Ambient-Folk mit Anklängen von Reggae-Riddims sowie karibischen Rhythmen. Dazu kreisen dancefloor-taugliche «Rabbi»-Gesänge von betörenden und schon fast herzergreifend-dramatischen Stimmen um die traditionellen Topoi: Liebe, Glaube, Hoffnung.

«The Idan Raichel Project»
(Cumbancha/Disques Office)

Bezwingendes Klangmanifest

(er) In die Ohren schmeicheln sich relaxte Songs, in denen sich seine raue, beseelte und melancholische Stimme mit den swingenden Offbeats der E-Gitarre und dem feinen Saitengeflecht der akustischen Gitarre, mit sanft anheizenden Perkussions-Spuren und lockeren Einschüben traditioneller Garifuna-Trommeln paart. Die wohl platzierten, harmonischen Saxofon-Tonfolgen und die bewegend-bebenden Stimmen der Mitglieder seiner Band «The Garifuna Collective» verbreiten Gospel-Flair und Reggae-Feeling. Das ist der musikalische Kosmos von Andy Palacio aus Belize, dem an der karibischen Küste liegenden mittelamerikanischen Kleinstaat. Es ist aber auch ein Appell zur Bewahrung der bedrohten Kultur der hier lebenden afro-indianischen Volksgruppe der Garifuna, deren Vorfahren sich im 17. Jahrhundert aus gestrandeten afrikanischen Sklavenschiffen retteten. Durch dieses bezwingend tönende CD-Manifest mit den in der Garifuna Sprache Igñeri vorgebrachten Texten und den Klangfacetten, in denen sich



Maya-Tradition, spanische Grandeza und afrikanische Lebenslust spiegeln, verschafft Andy Palacio sich und den Garifuna weltweit Gehör.
Andy Palacio: «Wátina»
(Cumbancha/Disques Office)

Meister des kubanischen Films

Filme Zum Jahresende 2007 gelangt «Madrigal», der neue Film des Kubaners Fernando Pérez in der Schweiz in die Kinos. Er feierte seine Premiere an der diesjährigen Berlinale. Das Festival Filmaren America latina in Genf und Biel widmet dem Meister des kubanischen Films im November eine Retro. Und bei Trigon-Film ist sein Werk auf DVD greifbar, darunter auch ein einfühlsames Porträt über den Filmschaffenden. In «Madrigal» erreicht Pérez eine Erzählfähigkeit, die die Grenzen zwischen Realität und Fiktion aufzulösen scheint. Wie in seinen früheren Filmen, zu denen «La vida es silbar» als erfolgreichster kubanischer Film in der Schweiz gehört, erzählt Fernando Pérez vom Leben auf der Karibikinsel, von den Träumen und dem Versuch, gewisse Momente des Alltags zu überwinden. Seine Filme sind beseelt von der lateinamerikani-



schon Erzählkunst, sie sind verwurzelt auf der Karibikinsel, und sie führen uns gleichzeitig und wundersam zu ganz grundlegenden Fragen des Lebens.

Bestellungen und Information:

Tel. 056 430 12 30 oder

www.trigon-film.org

Von der Strasse ins Stadion

(dg) Viele Fussballtalente aus afrikanischen Ländern hegen einen grossen Traum: Sie wollen Profi-Fussballspieler in Europa werden. Die Grossfamilie des 12jährigen Farid aus Ghana zum Beispiel setzt alle Hoffnungen auf eine möglichst erfolgreiche Fussballerkarriere Farids und auf dessen Lohn... Auch auf dem 15jährigen Farouk lastet ein grosser Druck, sein Vater hat bereits eine Abmachung mit dem Vereinspräsidenten getroffen. Für seine Hilfe erhält dieser die Rechte an Farouk und wird in alle künftigen Verhandlungen einbezogen. Radiosendungen prangern zwar regelmässig die Fragwürdigkeit des Handels mit jungen Talenten an und weisen darauf hin, dass nur die wenigsten Karriere machen werden. Trotzdem werden zahlreiche minderjährige Fussballtalente unter fragwürdigen Umständen aus Afrika nach Europa «transferiert». Doch nur für wenige werden die Träume wahr. Viele von ihnen landen in der Illegalität. Der Film «Sold out» porträtiert vier Fussballspieler und erzählt vom Erwartungsdruck, den Hoffnungen und Schwierigkeiten, auf die zwei von ihnen in Europa gestossen sind.
«Sold out» Dokfilm von John Buche, A/Ghana 2002. DVD, Englisch, Deutsch/deutsch untertitelt, 27 Minuten (Kurzfassung), ab 14 J.; der Film ist auf der DVD «Die Welt ist rund. Fussballträume – Fussballrealitäten» mit vier weiteren Filmen und didaktischem Begleitmaterial erhältlich; Verleih und Verkauf: Bildung und



Entwicklung, Tel. 031 389 20 21,

verkauf@globaleducation.ch;

Information und Beratung:

Filme für eine Welt,

Tel. 031 398 20 88,

www.filmeeinewelt.ch

«Senegal-Schweiz 1:1»

Lehrmittel (bf) Senegal und die Schweiz – zwei Länder, ein Lehrmittel. Im interkulturellen und interdisziplinären Lehrmittel «Senegal-Schweiz 1:1» begegnen sich die beiden ungleichen Länder auf gleicher Augenhöhe, indem gleichberechtigt geografische, geschichtliche und gesellschaftspolitische Aspekte dargestellt werden. Die Idee ist ebenso bestechend wie deren Umsetzung: Auf der linken Buchseite wird jeweils die Schweiz, auf der rechten Senegal präsentiert. Das modulartig aufgebaute Buch, an dem Fachleute beider Länder gearbeitet haben, behandelt sieben fächerübergreifende Themenbereiche aus der doppelten Perspektive Senegals und der Schweiz: Bildung der Nation, Ein- und Auswanderung, Zentrum und Peripherie, Kultur und Gesellschaft, Naturräume, Demografie, Stellung in der Wirtschaft. Mit praktischen Beispielen wie etwa der Zunahme von Singles in der Schweiz und der Diskussion um Polygamie in Senegal, oder der Schaffung von Arbeitsplätzen dort und der Diskussion um die Sozialversicherung hier, können sich die Schülerinnen und Schüler ein differenziertes Bild nicht nur der anderen, sondern auch der eigenen Kultur machen.
«Senegal-Schweiz 1:1» – ein interkulturelles und interdisziplinäres Lehrmittel für die Sekundarstufe II; Klett & Balmer Verlag, Zug 2007

Wachsende Skulptur

(bf) Am Anfang stand ein von der DEZA mitfinanziertes «Zentrum für nachhaltige Forstwirtschaft» im Modellforst «Priluzje» in der russischen Republik Komi. Gleich zu Beginn des Projekts initiierte der Schweizer Künstler George Steinmann das Entstehen dieses Zentrums als «wachsende Skulptur» und verfolgte dieses in der Folge in einem zehn Jahre dauernden Werkprozess. Das Buch «KOMI – Eine wachsende Skulptur» dokumentiert diesen nun mit hintergründigen Texten (in Deutsch, Englisch und Russisch), zahlreichen, Fotografien und Videostills, sowie Skizzen und Karten. In einer ästhetischen Grundlagenforschung erkundet Steinmann einen der letzten grossen Naturwälder Europas. Er ist Lebensraum von über 200 Vogelarten, von Braunbären, Wölfen und Zobel sowie einer vielfältigen Flora. Die Bevölkerung verfügt über ein kostbares heilkundliches Wissen, das unterzugehen droht. Indem Steinmann den Zusammenhang zwischen biologischer und kultureller Diversität erhellt, schafft er ein Kunstwerk, das Hoffnung stiftet. «KOMI – Eine wachsende Skulptur» von George Steinmann; Stämpfli Verlag, Bern 2007

Reise zum Hausschwein der Botanik

(bf) Baumwolle, das «Hausschwein der Botanik», ist ein Rohstoff, der die Geschichte



ganzer Länder geprägt hat und von dem Millionen von Menschen bis heute leben und abhängig sind. Auf seiner Reise ins Reich des «Weissen Goldes» hat Erik Orsenna, der renommierte französische Schriftsteller und Mitglied der Académie Française, Plantagen in Mali und den Vereinigten Staaten, Forschungslabors und Farmen in Brasilien und Museen in Ägypten, ausgetrocknete Seen in Usbekistan, Textilfabriken in China und Frankreich besucht. In einer ebenso faszinierenden wie eigenwilligen Verbindung aus Poesie, Reportage und Realienkunde bringt Erik Orsenna die Mechanismen der Globalisierung zur Sprache, den Kampf um Marktanteile, das Streben nach neuen Produkten, den Konflikt zwischen multinationalen Konzernen und traditioneller Ökonomie, die Rhetorik von offenen Märkten und der weltweiten Praxis des Lobbyismus. Eine brillante Erkundung unserer globalisierten Welt, die mit dem Lettre Ulysses Award für die Kunst der literarischen Reportage ausgezeichnet wurde.

«Weisse Plantagen – Eine Reise durch unsere globalisierte Welt» von Erik Orsenna, C.H. Beck Verlag 2007

Die Armen als Markt

(bf) Wo liegt der aufregendste und wachstumsstärkste Markt weltweit? Dort, wo man ihn am wenigsten erwartet – in den Entwicklungsländern! Milliarden von Menschen in Armut besitzen zusammen genommen eine enorme Kaufkraft. Doch diese wird von der internationalen Wirtschaft bis dato missachtet. Ein schwerwiegender Fehler in den Augen des renommierten Wirtschaftswissenschaftlers und erfolgreichen Unternehmers C.K. Prahalad, der an der amerikanischen Universität Michigan Unternehmensstrategie und internationaler Handel lehrt. In seinem neusten Buch «Der Reichtum der Dritten Welt» stellt er erprobte und getestete Geschäftsmodelle vor, mit denen die Armut bezwungen werden kann und zeigt zusätzlich, wie westliche Unternehmen neue und profitable Wege beschreiten können. Das Buch wurde in den USA als «Business-Buch des Jahres 2006» ausgezeichnet. Anhand vieler konkreter



Beispiele widerlegt C.K. Prahalad darin weitverbreitete Vorurteile, zeigt aus betriebswirtschaftlicher Sicht die Vorteile eines Markteintritts in Entwicklungsländern auf und spricht gleichzeitig heikle Themen wie Korruption, politische Instabilität und Rechtssicherheit glaubwürdig an. «Der Reichtum der Dritten Welt» von C.K. Prahalad; Finanzbuch-Verlag, 2006.

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen.

Weitere Informationen:
Vortragsservice EDA,
Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tel. 031 322 31 53 oder 031 322 35 80; Fax 031 324 90 47/48; E-Mail: info@eda.admin.ch

Verschiedenes

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Harry Sivec (verantwortlich)
Catherine Vuffray (vuc - Gesamtkoordination)
Joachim Ahrens (ahj) Barbara Fournier (for)

Thomas Jenatsch (tm) Jean-Philippe Jutzli (juj)
Antonella Simonetti (sia) Andreas Stauffer (stx)
Beat Felber (bf)

Redaktion

Beat Felber (bf - Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie Mermod SA, Lausanne

Druck Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht.

Abonnemente

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: DEZA, Medien und Kommunikation, 3003 Bern
Tel. 031 322 44 12 Fax 031 324 13 48
E-Mail: info@deza.admin.ch
Internet: www.deza.admin.ch

860167653

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 54 000

Umschlag Zuder / laif

ISSN 1661-1667

In der nächsten Nummer:

Was geschieht mit dem Erweiterungsbeitrag der Schweiz an die neuen EU-Staaten und welches sind dessen Auswirkungen – hier wie dort? Diese zwei Fragen stehen im Mittelpunkt des Dossiers über die so genannte «Kohäsionsmilliarde», der das Schweizer Volk im November 2006 zugestimmt hat.



Gurian / laif



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

**Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA**